

Ich jagte den Diamanten-Hai

Jerry Cotton, #1

by Jerry Cotton, 1922-2015

Published: 1956



Das Wasser war klar wie ein Bergquell, aber an manchen Stellen so tief, daß die Schwärze unter mir lag wie ein grundloser Krater. Diese Stellen hatten etwas Unheimliches. Man wurde nie ganz das Gefühl los, daß jeden Augenblick aus der Schwärze ein langer, glitschiger Arm hochschießen und einen hinabziehen könnte.

Nun, ich brauchte nicht unbedingt dort herumzuschwimmen. Unmittelbar an der Küste war die See flacher. Milliarden von Wogen hatten die Felsen zu feinem Sand zermahlen, auf dem ganze Wiesen seltsamer Lebewesen wuchsen, Mitteldinger zwischen Pflanzen und Tieren. Dazwischen schossen Fische aller Größen und

in allen Farben des Regenbogens herum. Dunkle Spalten in den Felsen versprachen Überraschungen jeder Art.

Mir ging es so gut wie vielleicht noch nie in meinem Leben. Ich hatte einen neuen Sport für mich entdeckt, und übte ihn mit Leidenschaft aus. Ich war von der Gangsterjagd zur Unterwasserjagd übergegangen, trug keinen Revolver mehr unter dem Jackett (ja, ich trug nicht einmal mehr ein Jackett), sondern eine Preßlufttharpune und ein breites Fischmesser aus rostfreiem Stahl; aber das nur zur Angabe. Auf die Nase hatte ich mir eine Taucherbrille gestülpt. Im Mund steckte mir das Mundstück des Atemgeräts, und anstelle der Schuhe trug ich hübsche grüne Flossen. Mich interessierten nicht mehr die Haifische der New Yorker Unterwelt, sondern nur noch dicke Zackenbarsche und schlangenköpfige Muränen.

Es war der prächtigste Urlaub meines Lebens, und Phil war durchaus meiner Meinung. Wir waren fast so braun wie das knappe Hundert Insulaner, das die Insel bewohnte.

Wenn Sie glauben, ich triebe mich irgendwo vor Amerikas Küste herum, so sind Sie im Irrtum. Mit Amerika hatte die Gegend, in der wir uns befanden, nichts mehr zu tun. Ich schätze, der letzte Amerikaner ist so um 1945 hier gewesen, als es galt, die Japaner zur Vernunft zu bringen.

Unser Glück verdankten wir einem Stuhlwärmer in der Zentrale des FBI in Washington. Der Mann war auf den Gedanken gekommen, daß wir G-men bei unserem aufregenden Beruf alle zwei Jahre einen achtwöchigen Urlaub haben müßten, wenn's bisher auch nicht in der Tarifordnung stand. Da dieser Mann zufällig noch ein hohes Tier in unserer Verwaltung war, konnte er seine menschenfreundliche Idee gleich in die Tat umsetzen. Jeder G-man erhielt alle zwei Jahre seine acht Wochen Urlaub, und jetzt waren Phil und ich an der Reihe.

No, wir fuhren nicht nach Mexiko, um unser Geld in Spielhöllen durchzubringen, nahmen auch keine Karte für einen Trip ins alte Europa, um Häuser anzuschauen, die schon gebaut worden waren, als Amerika gewissermaßen noch „in den Windeln“ lag. Wir setzten uns auch nicht in den Havana-Express und gondelten nach Cuba, wo man so viele Amerikaner trifft, daß man sich in Boston glaubt. Nein, wir knobelten uns ein besonderes Ding aus!

Wir hatten da unter unserer Kundschaft einen alten Seebären, der vor Jahren mal in Ostasien geschippert war. Der erzählte, wenn er betrunken war, mit tränenden Augen und whiskyschwangerem Tremolo in der Stimme von den Talaut-Inseln, diesem letzten Paradies auf Erden, in das er für sein Leben gern fahren würde, wenn er nur das Geld besäße und nicht fürchten müßte, daß es ihm dort an Sprit mangeln könnte.

Wir glaubten nicht recht an ein Paradies, weil solche längst von Reisebüros entdeckt und dann keine mehr sind. Aber eines Abends, zwei Tage nachdem wir den Bescheid hatten, an der Reihe zu sein, hatte unser Schiffer eine Seekarte bei sich und legte seinen Finger auf einen Punkt zwischen Mindanao und Celebes.

„Hier,“ lallte er, „Talaut-Inseln, allerbestes Ostasien, das Paradies.“ Dann begann er zu singen: „*Dorthin möcht ich mit dir, du Geliebte, ziehen,*“ oder so ähnlich.

Was während der Nacht in meinem Gehirn vorgegangen war, kann ich nicht sagen; jedenfalls wachte ich am anderen Morgen mit dem festen Vorsatz auf, zu den Talaut-Inseln zu fahren.

Phil fragte, ob ich verrückt sei; dann ging er mit zum Reisebüro, und weil dort niemand wußte, wo die Talaut-Inseln lagen, buchten wir eine Flugreise nach Manila.

Drei Tage später hatten wir den Boden der Philippinen unter unseren Füßen. In Manila nahmen wir eine schrottreife Höllenkiste nach Suri auf Mindanao, und hier trafen wir Leute, die sogar wußten, wo die Talaut-Inseln lagen und wie hinzukommen sei. Nach der Hauptinsel, Labian, ging einmal wöchentlich ein Postschiff. Es fuhr am anderen Tag, und wir schafften es. Labian gefiel uns nicht, weil es dort vierundzwanzig Autos und drei Kinos gab, womit uns die Insel zu amerikanisiert schien, denn uns hatte gewaltige eremitische Sehnsucht gepackt. Die kleinste der Talauten war Panafarut, das einmal monatlich von einem gebrechlichen Postdampfer bedient wurde, der gerade abging, als wir ankamen. Wir vertrauten unsere Seelen dem Himmel, unsere Leiber dem Wrack an und dampften los. Es war genau der richtige Tip.

Die Talaut-Inseln gehören zu Indonesien. Sie bestehen—ach, Unsinn, lesen Sie doch das im Lexikon nach! Panafarut hatte einen Hafen, in den Hunderttonnenschiffe gerade noch paßten, eine wildzerklüftete Steilküste, hundert braune Ur-einwohner, die in einem Dorf im Inneren wohnten, obwohl sie sich von Fischfang ernährten, eine Telegrafestation, die in einer Holzbaracke untergebracht war, und als Attraktion eine Art Hotel, das von einem fetten Mischling bewirtet wurde, der sich Panhacker nannte. Als die Amerikaner sich in der Gegend herum trieben, war dieser Mister auf die wahnsinnige Idee verfallen, Panafarut zu einem amerikanischen Ferienparadies machen und dabei massig Dollar verdienen zu können. Sie wissen: Amerikaner schätzen Natur und Einsamkeit, wenn sie dabei nicht auf eisgekühlte Drinks und andere Zerstreungen verzichten müssen. Panhacker hatte daher rings um sein wackliges Hotel zwischen Palmen und bunt blühendem Gebüsch eine Reihe kleiner, nicht einmal schlecht eingerichteter Holzhäuser errichtet, die für ein oder zwei Personen gedacht waren und Einsamkeit mit Komfort versprochen. Aber die Amerikaner gewannen den Krieg gegen Japan und verschwanden aus der Gegend. Panhackers Weekend-Häuser standen plötzlich leer und drohten zu verfallen.

Phil und ich waren eine Sensation für Panafarut. Panhacker überpurzelte sich vor Eifer, als er den ersten Dollarschein sah, und tat alles, um zwei seiner Häuser so bequem wie möglich für uns einzurichten. Er sprach nicht schlecht englisch, und fast alle Mischlinge, die sich außer ihm auf der Insel herumtrieben, konnten genügend davon, um sich mit uns zu verständigen.

In drei Tagen waren wir heimisch wie in New York oder Connecticut, nur daß das Leben hier bedeutend angenehmer war. Wir durchstreiften die dreißig Quadratmeilen große Insel, besuchten das Eingeborenendorf, palaverten mit dem Ältesten und kauften einige seltsame Geräte; aber hauptsächlich tummelten wir uns mit Atemgerät und Flossen in den klaren Gewässern der Küste. Wir hatten einen hübschen, vielleicht zwölfjährigen braunen Eingeborenenjungen engagiert, der auf den Namen Rago hörte. Er sollte uns die besten Fischgründe zeigen und das Ruderboot hüten, während wir uns unter Wasser herumtrieben. Aber manchmal ging sein Temperament mit ihm durch, und er tauchte auch ohne Atemgerät, denn er schwamm wie ein Aal und war olympiareif.

An den lauen Abenden saßen wir an Panhackers Hotelbar und tranken Eisgekühltes. Mit uns hockte Abend für Abend die gute Gesellschaft und die hohe Verwaltungsbehörde der Insel in dem Laden. Durch die Bank handelte es sich um Mischlinge, obwohl nie klar zu erkennen war, was sich da eigentlich gemischt hatte. Der reiche Wang-Cho zum Beispiel, der den Eingeborenen die getrockneten Fische abkaufte, hatte hauptsächlich chinesisches Blut, während an Single-Pag, dem Polizeichef und gleichzeitig einzigen Polizisten der Insel, ohne Zweifel ein Afrikaner beteiligt gewesen war. Wir vertrugen uns mit ihnen prächtig, tranken hin und wieder eine Runde und an einem solchen Abend erfuhren wir die Geschichte von der PATRONIA, dem einzigen Kriegsereignis, das in Panafarut stattgefunden hatte.

Dieses niederländische Schiff war ein Kahn von einhundertfünfzig Tonnen gewesen, den die Amerikaner übernommen hatten, als die Deutschen Holland besetzten, und er war nach Manila gedampft, um Flüchtlingsgut zu bergen, als die Japaner die Philippinen zu besetzen drohten. Unter anderem hatte das Schiff den gesamten Bestand einer englischen Diamantschleiferei an Bord genommen: Roh- und Fertigdiamanten im Werte von ungefähr einer Million Pfund. Entlang der Küsten hatte die PATRONIA versucht, sich in Sicherheit zu bringen; gerade vor Panafarut hatten japanische Bomber sie erwischt und ihr ein mittelschweres Ding versetzt. Sie war in zwei Hälften zerbrochen und wie ein Stein gesunken. Knapp zehn Prozent der Mannschaft nur hatten sich retten können.

„Sie liegt eine Meile vor der Ostküste,“ erzählte Panhacker und goß uns neuen Whisky ein, „in einer Tiefe von hundert Fuß.“

„Ist nie versucht worden, sie zu bergen? Diamanten im Werte von einer Million Pfund sind schließlich kein Pappentiel. Die läßt man nicht ohne weiteres auf dem Meeresgrund liegen.“

„Es gab schon endlose Streitereien um das Besitzrecht,“ erklärte der Wirt. „Engländer, Niederländer und Amerikaner stritten sich, wem die Ladung gehöre und wer das Risiko der Bergung zu tragen habe. Es waren auch einige Male Kommissionen hier. Ich glaube, die amerikanische Regierung hat den Engländern den Schaden ersetzt, und die PATRONIA, so wie sie auf dem Meeresgrund liegt, zum Verkauf ausgeschrieben; aber das weiß ich nicht mit Sicherheit.“

„Yes,“ meldete sich Single-Pag, der Polizeipräsident von Panafarut, „ich haben strenges Befehl, niemand tauchen zu lassen nach Wrack ohne Genehmigung der Regierung.“ Er musterte uns aus seinen dunklen Malayenaugen mit angestremgtem Mißtrauen.

„Keine Sorge, Chef,“ lachte ich. „Hundert Fuß sind leider zu tief für unsere Sportgeräte, sonst würden wir es wohl versuchen.“

Wir tranken aus, spazierten etwas an der Küste entlang, genossen ein wenig die herrliche Kühle der Nachtluft und strebten dann unseren Weekend-Pavillons zu.

„Was meinst du,“ sagte Phil bei der Verabschiedung, „sollen wir morgen nicht einmal sehen, ob wir vielleicht nicht einen Zipfel von der PATRONIA erwischen können?“

„Hundert Fuß,“ antwortete ich, „das ist hoffnungslos. Außerdem habe ich gestern den Schwanz einer Muräne gesehen, die gerade in eine Spalte wischte. Das Vieh möchte ich morgen fangen.“

Am Morgen tauchten wir vom Boot aus vor den Außenklippen des Hafens. Ich hatte die Spalte gefunden, in der ich meine Muräne vermutete, band einen toten Fisch an einen Stock und pflanzte ihn in den Sand; dann legte ich mich auf die Lauer.

Eine Muräne sieht aus wie ein Aal, nur daß sie groß werden kann wie ein ausgewachsener Mann und so dick wie ein Schenkel eines Ringkämpfers. Außerdem haben sie das Maul voller Zähne, und ihr Biß ist giftig. Alles andere als ungefährlich, sie unter Wasser zu jagen.

Ich brauchte kaum drei Minuten zu warten, als meine Muräne sich aus der Spalte schlängelte, den Fisch erblickte, das Maul aufriß und ihn verschlang. Sie fuhr so gierig zu, daß ein Stück des Stockes mit in ihren Schlund geriet.

Ich zielte sorgfältig mit meinem Preßluftgewehr. Die Harpune zischte in weißer Blasenbahn durch das Wasser und bohrte sich hinter dem Kopf des Fisches quer durch die Nackenmuskulatur. Die Muräne spie den verschlungenen Fisch wieder aus, tobte in einem Knäuel herum und wollte in ihren Spalt zurückschwimmen; aber die links und rechts herausragende Harpune hinderte sie daran. Der dünne Stahl des Schaftes verbog sich, als der Fisch wuchtig gegen den Stein prallte. Ich hatte unterdessen neu geladen und schwamm langsam auf die Muräne zu, jetzt erblickte sie mich, riß ihren scheußlichen Rachen auf und nahm mich an. Ich stieß das Preßluftgewehr vor. Sie schnappte prompt danach. Der Lauf mit der vorstehenden Harpunenspitze verschwand in ihrem Maul, und ich berührte den Drücker. Die Wucht des Stoßes warf den Fisch zurück. Die Harpune fuhr in sein Inneres und drang von innen kurz vor seinem Schwanzende nach draußen. Die Muräne streckte sich. Dunkel sprudelte ihr Blut. Sie sank auf den Sandboden. Ich stieß mich ab und tauchte auf. Rago hing halb über Bord, hatte den Kampf durch den Schaukasten verfolgt; er patschte seine Pfote auf meine Schulter und lachte anerkennend. Ich nahm das Mundstück des Atemgerätes zwischen den Zähnen weg und schob die Tauchbrille in die Stirn.

„Schnall mir das Gerät ab!“ bat ich und hielt mich am Boot fest. Er löste die Gurte und gab mir den Widerhaken mit dem Seil daran. Ich schob die Brille wieder zurecht, holte tief Luft, drehte mich und tauchte.

Die Muräne lag an derselben Stelle, aber schon knabberte an ihr eine Menge kleiner Fische. Sie stoben davon, als ich zwischen sie fuhr. Ich befestigte den Widerhaken im Maul des Fisches und tauchte auf, während ich das Seil ablaufen ließ. Rago half mir ins Boot. Wir zogen mit vereinten Kräften.

„Hallo, Mr. Amerika!“ wurde ich von der Klippe herab angerufen. Oben stand einer der Mischlinge in weißer Leinenhose und -jacke und schwang einen Zettel. „Telegramm für Sie.“

„Verrückt!“ brüllte ich zurück und zeigte unmißverständlich auf meine Stirn, aber er schwenkte weiter den Zettel.

„Wer soll uns hierher telegraphieren?“ brummte ich.

Natürlich hatten wir in Manila hinterlassen, wohin wir gehen würden. Dasselbe hatten wir in Labian getan. Es gab also durchaus einige, die wußten, wo wir zu erreichen waren.

„Wo ist Phil?“ fragte ich Rago.

Er zeigte zu den gegenüberliegenden Klippen. „Perlen,“ sagte er grinsend. „Nix Perlen!“ Er schüttelte den Kopf, daß die Wassertropfen aus seinen nassen Haaren

stoben. Ich sprang über Bord, schwamm hinüber und tauchte. Phil kroch auf dem Boden herum. Er hatte sich ein Netz um den Bauch gebunden, in das er alles sammelte, was ihm perlenverdächtig aussah. Ich klopfte ihm auf die Schulter und bedeutete ihm, mit nach oben zu kommen. Wir tauchten auf. Er nahm das Mundstück des Luftschlauches aus den Zähnen.

„Was ist denn los?“ fragte er.

„Der Idiot drüben auf der Klippe behauptet, wir hätten ein Telegramm bekommen.“

„Zuviel Sonne oder zuviel Whisky,“ antwortete Phil nur, schwamm aber mit zum Boot.

Rago hatte inzwischen mit aller Kraft die Muräne so weit hochgezogen, daß ihr scheußlicher Kopf an der Oberfläche schwamm. Er nahm die Riemen und steuerte zwischen den Außenklippen in den Hafen. Der Telegrammschwenker hüpfte wie eine Gemse die Klippen hinunter.

Wir legten an dem Holzsteg an, an dem auch der Postdampfer festzumachen pflegte. Wie immer lungerten die Mischlinge, einschließlich Polizist und Wirt, herum und sahen uns zu. Der Telegrafentbote stand grinsend in Erwartung eines Trinkgeldes und reichte mir mit tiefer Verbeugung den Wisch. Er war mit Worten einer Sprache beschrieben, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Englisch hatte.

FBI-Hauptquartier an Cotton, Panafarut. Hebung Patronia geplant. Berechtigung erteilt—Achtet—Vorsicht—Nehmt Verbindung—Benachrichtigt—Flybert—Meldung—High.

Ich las den Text einige Male. Auch die einzelnen Worte, die ich hier klar hingeschrieben habe, waren mehr oder weniger verstümmelt.

Phil studierte angestrengt, zuckte mit den Achseln und sagte: „Offenbar will der Chef uns mitteilen, daß unser Ferienidyll gestört wird. Wir bekommen Besuch.“

„Dafür schickt er doch kein Telegramm.“

„Vielleicht fürchtet er, daß dein kriminalistischer Instinkt wach wird, wenn die Leute sich hier um die PATRONIA-Diamanten kümmern.“

„Woher weiß Mr. High überhaupt, daß hier ein Schiff mit Diamanten auf dem Meeresgrund liegt? Das ist nicht sein Ressort.“

„Weiß ich auch nicht,“ brummte Phil. „Mich interessieren diese Diamanten überhaupt nicht, sondern ich will wissen, ob in diesen Muscheln Perlen sind.“

Ich knöpfte mir den Telegrafisten vor. „Dieses Telegramm ist verstümmelt. Konnten Sie es nicht genauer aufnehmen?“

Er lachte: „Viele Störungen. Ich habe geschrieben, wie es ankam.“

„Möchte eine Depesche aufgeben,“ sagte ich. „Kommen Sie mit.“ Ich begleitete ihn zu seiner Holzbude, in der sich die vorsintflutliche Telegrafestation und gleichzeitig die gesamte Postverwaltung befanden. In großen Druckbuchstaben schrieb ich ihm den Text auf einen Zettel:

An FBI-Distrikt New York, Mr. High, Vereinigte Staaten—stop—Telegramm unleserlich erhalten—stop—drahtet neue Nachrichten—stop—Was ist mit Patronia—stop—Cotton.

Ich wartete, bis er es durchgemorst hatte. Ich konnte selbst telegrafieren; aber der Junge machte es korrekt und fehlerlos. Ich wartete noch die Bestätigung der Empfangsstation ab.

„Wann kann ich Antwort haben?“ fragte ich.

„Vier Tage.“ Er feixte. „Telegramm geht von hier nach Labian, von da nach Celebes, dann über Manila nach New York.“

Ich schüttelte den Kopf. „Vier Tage? Und das im zwanzigsten Jahrhundert! Hier ist wirklich das Paradies.“

Er verstand nicht, was ich meinte, lachte aber und nickte.

Ich ging zum Hafen zurück und beschäftigte mich mit meiner Muräne. Wir fotografierten sie, dann schnitten wir ihr den Kopf ab. Die Eingeborenen verstehen es prächtig, Fischköpfe zu präparieren, damit sie haltbar sind, und ich machte mich mit Rago auf den Weg ins Dorf, um dem Präparator meine Wünsche auseinanderzusetzen. Phil, der inzwischen seine Muscheln geöffnet hatte, ohne eine Perle zu finden, schloß sich uns an.

Wir blieben im Dorf, aßen Fisch und beschlossen, abends mit den Eingeborenen auf Fischfang zu fahren.

Es war einer der schönsten Abende, die ich auf Panafarut erlebte. Ich kann es Ihnen nicht richtig beschreiben, denn mir fehlt die poetische Ader. Alles, was ich bestenfalls berichten kann, sind nackte Tatsachen. Wir waren schon auf dem Heimweg, als Ragos Vater, in dessen Boot wir saßen, mich leicht am Arm berührte.

„Schiff,“ sagte er und zeigte in die Nacht. In einiger Entfernung glitten ein paar Lichter durch die Nacht.

„Der Postdampfer?“ fragte ich.

„No, kommt erst in so vielen Tagen.“ Er zeigte mit den Fingern die Zahl fünfzehn.

Phil und ich sahen uns bedeutungsvoll an.

„Also der von Mr. High angekündigte Besuch,“ brummte ich.

„Vielleicht fährt der Kahn vorbei,“ sagte Phil.

Er fuhr nicht vorbei. Von den Bambustüren unserer Hütten aus sahen wir, wie die Lichter des Schiffes vor der Hafeneinfahrt zum Stillstand kamen. Wir glaubten verwehte Kommandorufe zu hören, das Rasseln der Ankerkette, das schwere Klatschen, mit dem der Anker in die Wellen schlug.

„Schade um unseren Urlaub,“ seufzte Phil. „Hoffentlich sind es keine Amerikaner.“

„Hoffentlich keine alten Kunden aus New York,“ antwortete ich. „Ich bin hier, um Fische zu jagen, und habe keine Lust, anderes zu tun.“

Es war die erste Nacht auf Panafarut, in der ich nicht gut schlief. Beim ersten Morgenlicht war ich auf den Beinen. Phil mußte es nicht anders ergangen sein, denn wir trafen uns vor unseren Hütten. Wie immer trugen wir nur Badehose und Bademantel. Die Atemgeräte lagen im Boot und wurden von Rago betreut. Durch den verwilderten Park und an den leerstehenden Wochenendhäuschen vorbei gingen wir zu Panhackers Hotel, um das Frühstück einzunehmen.

„Haben Sie gesehen, Gents,“ überfiel uns der Mischling glückstrahlend. „Ein großes Schiff ist angekommen, ein ganzes Schiff voll Amerikaner. Eben läuft es in

den Hafen ein. Ich werde meine Weekend-Wohnungen vermieten und viele Dollars verdienen.“

Wir teilten seine Begeisterung nicht, vertilgten unser Obstfrühstück und liefen zum Hafen.

Der verdammte Kahn war eben dabei, sich durch die enge Einfahrt zu tasten. Es war eine schlanke Motoryacht mit niedrigen Aufbauten, eins dieser Schiffe, die in Filmstreifen vorzukommen und blendendweiß zu sein pflegen. Auch dieses Schiff mochte einmal weiß gewesen sein; heute war es schmierig und verdreckt.

„FLYER,“ las ich den Namen des Schiffes am Bug.

„Landsleute,“ bemerkte Phil. Er hatte recht. Vom Heck wehte die amerikanische Flagge.

Die FLYER drehte sich jetzt langsam, um anzulegen. Wir konnten die hinteren Aufbauten erkennen.

„Sieht aus, als hätten sie in letzter Zeit einiges verändert und keine Zeit mehr gefunden, diese Reparaturen anzustreichen. Man kann am Heck eingeschweißte Platten feststellen, die flüchtig mit Mennige gestrichen sind.“

„Seltsamer Aufbau, den sie achtern haben,“ wunderte sich Phil. „Wenn mich nicht alles täuscht, ein Gegengewichtskran, wie Bergungsschiffe ihn führen.“

Wir sahen uns an. „Also die PATRONIA-Diamanten.“

Phil hob die Schultern. „Was geht’s uns an? Aber Mr. Highs Telegramm...“

„War leider nicht zu kapieren. Ich habe um deutliche Nachrichten ersucht, aber es dauert drei Tage. Wir müssen warten. Die Burschen werden die Diamanten nicht in acht Stunden aus der PATRONIA holen.“

Die Yacht legte an. Natürlich hatte sich inzwischen alles am Hafen versammelt, was in der näheren Umgebung wohnte. Der sogenannte Hafenkommendant, Mr. Horben, ein Mischling, dirigierte mit schallender Stimme sechs Eingeborene, die die FLYER am Steg festzurten.

Ich sah mir die Leute an, die auf dem Schiff herumwimmelten. Es mochten an die zwei Dutzend Mann sein; aber sie schienen sämtliche Rassen zu vertreten, die es auf der Erde gibt. Nur fünf Weiße waren darunter, schlampig angezogen, teils mit freiem Oberkörper. Einer, der besonders laut brüllte und eine ehemals weiße Schiffermütze auf dem Schädel trug, schien den Kapitän zu mimen. Dann tauchten zwei weitere Weiße auf. Ein großer, schlanker Mann mit einem Panama auf dem Kopf, und ein zweiter, nur eine Spur kleiner. Er trug Badehose und an den Füßen Sandalen. Sein Körper war muskulös und knochig zugleich, sein Gesicht mager und wie ausgelaugt. Das blonde Haar trug er zu einer kurzen Bürste geschnitten.

Der Mann in weißem Leinen und mit dem Panama setzte in einer Flanke über die Reling auf den Steg. Der Badehosenträger sprang ohne Anlauf hinterher.

Horben, der Hafenkommendant, salutierte. Single-Pag, der Polizist, vertrieb mit drohenden Armgebärden die Neugierigen. Panhacker dienerte und pries in höchsten Tönen sein Hotel. Von diesen drei geleitet, kamen die beiden Männer den Steg entlang. Der Mann mit dem Panama erblickte uns und stutzte. Seine Augen zogen sich zusammen. Aber nur für einen Sekundenbruchteil; dann lachte er und kam auf uns zu.

„Hallo,“ sagte er, „hätte meinen Kopf verwettet, daß auf Panafarut niemand mit rein weißer Haut existiert. Sind Sie hier gewachsen?“

„No, importiert wie Sie.“

„Mein Name ist Flybert, John Flybert. Das ist Ted Creoly, mein Taucher und Partner. Darf ich fragen, was Sie auf diesem vergessenen Fleck Erde treiben?“

„Tauchen,“ antwortete ich.

Sein Lächeln verschwand wie weggepustet.

„Haben Sie etwas dagegen?“ fragte ich freundlich.

„Unter Umständen,“ entgegnete er knapp. „Habe die PATRONIA von der US-Regierung gekauft. Nur ich habe das Recht, sie zu bergen.“

„Wir tauchen nur nach Fischen,“ sagte ich.

Sofort erschien wieder ein Lächeln.

„Na, also,“ atmete er auf. „Fische interessieren mich nicht. Darf ich Sie zu einem Anstandsdrink einladen? Wo gibt's Eiskühles?“

„Bitte, Sir,“ drängte sich Panhacker vor. „In meinem Hause finden Sie alle Getränke, die Sie haben möchten.“

Wir gingen mit, und in Panhackers Stube versammelte sich ganz Panafarut mit Ausnahme der Eingeborenen. Flybert spendierte eine Lokalrunde.

Wir hatten inzwischen unsere Namen genannt. Er forderte uns auf, auf das Gelingen seiner Aktion zu trinken, und hieb seinem Begleiter auf die nackte Schulter.

„Creoly ist der beste Taucher im Pazifik. Er wird die PATRONIA herausfischen wie die Hafenjungs von Singapur die Pennies der Touristen.“

„Was haben Sie für die Heberechte zahlen müssen?“

„Eine runde Million Dollar.“

„Lohnt das Geschäft dann überhaupt noch?“

„Sie vergessen, daß die PATRONIA für eine Million Pfund Edelsteine an Bord hat. Das sind rund drei Millionen Dollar. Abzüglich aller Unkosten also ein Hundertprozent-Geschäft.“

„Und wenn Sie die Steine nicht finden?“

„Keine Sorgen, Freund, wir finden sie. Wir haben sämtliche Unterlagen gesehen. Die Regierung hat freundlicherweise genaue Feststellungen treffen lassen, bevor sie die PATRONIA zum Verkauf ausbot. Die Schwierigkeit ist allein die Tiefe von hundert Fuß. Wir werden sie in seichteres Gewässer schleppen.“ Er brach plötzlich ab, betrachtete sein Glas und drehte es zwischen den Händen.

Ich trank aus. „Vielen Dank für den Whisky,“ sagte ich und wollte gehen.

Er hob den Kopf. „Einen Augenblick noch. Sie sind Sporttaucher. Verstehen Sie mich jetzt nicht falsch: wir schleppen die PATRONIA in eine Tiefe, in der sie auch für Sie erreichbar ist. Ich kann ein Schiff unter Wasser nicht bewachen lassen.“

„Nein,“ antwortete ich.

„Ich meine, Sie könnten sich eine andere Insel für Ihren Sport suchen.“

„Wir waren hier, bevor wir wußten, daß Sie kamen.“

Er fuhr hoch. „Wußten Sie, daß ich kam?“ fragte er scharf.

Ich merkte, daß ich einen Fehler gemacht hatte, und versuchte, ihn auszubügeln. „Yes,“ sagte ich gleichmütig. „Wir waren gestern nacht mit den Eingeborenen zum Fischfang unterwegs und sahen die Lichter Ihres Schiffes.“

Ihm schien die Erklärung zu genügen. „Wollen Sie nicht abreisen?“ fragte er sanft und fast ein wenig traurig.

„Selbst, wenn wir wollten, könnten wir nicht. Der Postdampfer kommt erst in vierzehn Tagen.“

„Richtig,“ sagte er, „daran dachte ich nicht. Aber Sie könnten sich vielleicht entschließen, mir die Tauchgeräte auszuliefern. Selbstverständlich gegen eine Entschädigung und selbstverständlich erst, wenn wie die PATRONIA im flachen Wasser haben.“

„Ich fürchte, Ihnen nicht dienen zu können,“ bedauerte ich. „Noch einmal Dank für den Whisky. Komm, Phil.“ Wir ließen uns von den Barhockern gleiten. Gleichzeitig sprang der Taucher von seinem Sitz.

„Sie werden sich Mr. Flyberts Angebot gründlich überlegen. Wir lassen uns nicht von hergelaufenen Halunken die Steine klauen.“

„Sie können sich freuen, daß ich den Inselleuten hier keine Prügelszene zwischen Weißen bieten will,“ sagte ich leise, „aber möglicherweise treffen wir uns mal an einsamer Stelle. Gehen Sie aus dem Weg!“

Er trat zögernd zurück. Phil und ich verließen das Lokal. Hinter uns hörten wir Flyberts Stimme.

„Wirt, noch eine Runde für alle!“

Rago wartete wie immer bei unseren Geräten im Boot. Wir ließen uns aus dem Hafen rudern, verspürten aber keine Lust, auf Unterwasserjagd zu gehen. Uns gefiel alles nicht: Flybert und sein Taucher Creoly, das Schiff, die Absicht, die PATRONIA zu heben, und schon gar nicht dieses verdammte, verstümmelte Telegramm unseres Chefs. Wir besprachen die Lage. Natürlich hatten wir keinen Ansatzpunkt, um Flybert und seine Leute zu verdächtigen. Außerdem befanden wir uns nicht auf amerikanischem Boden, wenn es auch um amerikanisches Eigentum ging. Wir gelangten zu dem Ergebnis, daß wir zur Untätigkeit verdammt waren, bis wir klare Nachricht aus New York hatten.

„Daß er uns nicht gern unter Wasser herumkriechen läßt, wenn die PATRONIA-Diamanten in Reichweite liegen, kannst du ihm nicht verargen,“ sagte Phil.

„Einerlei! Wir werden dafür sorgen, daß er nicht an unsere Geräte kann. Rago, weißt du ein gutes Versteck für unser Boot?“

Er nickte eifrig.

„Okay, zeig uns, wo es ist!“

Er legte sich eifrig in die Riemen. Der Platz, den er uns dann zeigte, war ideal. Das Meer hatte dort eine Spalte zwischen zwei Klippen genagt. Dahinter zeigte sich eine winzige Bucht, in der man das Boot kaum drehen konnte. Eine Steilklippe schützte den Platz gegen Einblick von der Landseite.

„Von Land erst schwimmen, über Klippe klettern, dann hier,“ erläuterte uns Rago. „Ich zeige nachher Weg.“

Als wir am Nachmittag wieder in den Hafen ruderten, trafen wir Single-Pag, den Polizisten. Wir winkten ihm zu, aber er grüßte nur steif und zeremoniell zurück. Ich ging zu ihm.

„Hören Sie, Single-Pag,“ sagte ich. „Sie wissen, ich bin Amerikaner. Sie wissen, daß Mr. Flybert gekommen ist, um die PATRONIA zu heben. Sie ist Eigentum der Vereinigten Staaten. Als Amerikaner verlange ich, daß Sie die Berechtigung Flyberts zur Hebung des Schiffes prüfen.“

„Oh, er hat wunderschönes Papier. Alles okay,“ antwortete Single-Pag. Eine wunderschöne Whiskywolke schwang in seiner Antwort mit.

Ich faßte seinen Arm. „Ich weiß genau, daß Sie nichts geprüft haben,“ fauchte ich, „darum wünsche ich, daß Sie sich alle Unterlagen zeigen lassen, oder ich werde mich bei Ihrem Chef in Celebes beschweren.“

Er wurde böse. „Ist alles geschehen,“ schnauzte er. „Alles in Ordnung. Sie ganz ruhig, sonst ich Ihnen verbieten zu tauchen.“ Mit einem leichten Ruck drehte er sich um und ging, leicht schwankend, von dannen.

Ich sah ihm nach und pfiß durch die Zähne. Flybert schien gar nicht so ungeschickt zu sein. Ich ging zum Boot zurück. „Fahr ins Versteck, Rago!“ befahl ich. „Komm morgen zu Fuß und zeige uns den Landweg!“

„Na?“ fragte Phil.

„Dieser Flybert hat den Leuten hier bereits die Augen mit Dollarscheinen zugepflastert.“ fluchte ich. „Wenn Mr. High uns tatsächlich informiert, daß wir gegen ihn vorgehen sollen, werden wir es schwer haben, Hilfe zu finden.“

Wie schwer wir es im schlimmsten Falle haben würden, merkten wir, als wir zum Abendessen in Panhacker's Bretterhotel gingen. So voll hatten wir die Bude noch nicht gesehen. Flybert und Creoly waren da und die Hälfte von der Mannschaft der FLYER. Außerdem wimmelten sämtliche Hafenschlingel herum. Es war offensichtlich, daß der Besitzer der Yacht ihnen freies Saufen gewährte.

Bis vor zwölf Stunden noch die erlauchten Gäste der Insel, wurden wir behandelt wie Dreck. Es dauerte eine Weile, bis Panhacker sich überhaupt herbeiließ, nach unseren Wünschen zu fragen; dann knallte er uns den Teller mit Bambusspitzen, Bataven und geröstetem Ferkelfleisch auf den Tisch, als seien wir schmierige Vagabunden.

Phil knirschte mit den Zähnen. „Ich hätte nicht wenig Lust, auszuprobieren, ob die Leute von der FLYER so gut boxen wie sie verleumden,“ knurrte er.

„Schlag vorläufig die eigenen Zähne ins das Spanferkel,“ besänftigte ich ihn. „Du wirst, fürchte ich, noch Gelegenheit genug haben, dich mit anderen Leuten herumzuschlagen.“

Es sah so aus, als sollte dieser Spaß beginnen, kaum daß wir mit dem Essen fertig waren. Denn Flybert, Creoly, der Taucher und der Mann mit der ehemals weißen Mütze, den ich für den Kapitän hielt, standen auf und latschten auf uns zu.

Ich schob den Teller weg und probierte durch leichtes Ankippen die Schwere des Tisches. Wenn es losging, mußten wir uns schnell einen Weg ins Freie bahnen, weil wir im Hotel keine Freunde finden würden. Und auf jeden von uns kamen mehr als ein Dutzend Gegner.

„Gestatten?“ sagte Flybert und zeigte auf einen Stuhl. Wir nickten. Er zeigte auf den Weißmützigen, dem schiefe Augen im feisten Gesicht standen. „Wilms Bread, Kapitän der FLYER.“

Kopfnicken auf beiden Seiten.

„Trinken wir etwas,“ fuhr der Yachtbesitzer fröhlich fort.

„Danke,“ sagte ich, „wir möchten Ihnen keine Unkosten bereiten. Sie haben, glaube ich, heute schon eine Menge Drinks zu zahlen.“

„Oh, ich tat das gern,“ antwortete er und sah mir in die Augen. „Ein Drink zur rechten Stunde fördert mein Geschäft—mein Geschäft.“ Er wiederholte es mit deutlicher Drohung. Gleich darauf lächelte er wieder.

„Es ist ein toller Zufall, daß sich hier, auf einer der verlassenen Inseln Ostasiens, zwei Gruppen von Amerikanern treffen. Der Wirt erzählte mir, in den neun Jahren seit Kriegsende seien keine mehr hiergewesen. Und jetzt gleich so viele zur selben Zeit. Sie sind New Yorker, Mr. Cotton?“

Er versuchte, uns in ein Gespräch über Herkunft, Tätigkeit und Bekannte zu verstricken, doch wir logen ihm die Hucke voll. Phil bezeichnete sich als Sohn eines Mannes, der sein Geld mit Petroleumaktien verdient hatte und dessen einzige Aufgabe es nun war, die Dividende auf den Kopf zu hauen. Ich dichtete mir ein Maklerbüro an; aber es war fraglich, ob Flybert uns das glaubte.

Immerhin, der Abend ging in erstaunlicher Harmonie zu Ende. Von den Tauchgeräten und der Befürchtung, wir könnten uns an den PATRONIA-Diamanten vergreifen, war nicht mehr die Rede. Wir schieden in einiger Herzlichkeit, wobei sich herausstellte, daß Flybert, Creoly und drei andere Matrosen der Mannschaft fünf Weekend-Häuser von Panhacker gemietet hatten, so daß wir eine wenig angenehme Nachbarschaft hatten.

Am anderen Tag, als wir später als gewöhnlich zum Hafen kamen, war die FLY-ER schon ausgelaufen. Rago erwartete uns am Steg, begrüßte uns und lief voraus, um uns den Weg zum Versteck des Bootes zu zeigen. Er ging einen schmalen Pfad, der hinter den wenigen Häusern des Hafens begann und mitten durch das tropisch wuchernde Gebüsch anscheinend ins Landesinnere lief. Nach einer halben Stunde blieb Rago stehen, zeigte auf eine große Fächerpalme und sagte: „Dieses Baum merken.“ Dann schlug er sich seitwärts in die Büsche.

Zehn Minuten lang folgten wir ihm. Leise, dann immer lauter, hörten wir die Brandung des Meeres, durchbrachen eine letzte Buschreihe und standen am Rand einer Klippe. Vorgelagerte Felsen, in denen sich die Brandungswellen zu Gischtbergen brachen, bildeten hier eine natürliche Barriere. An die zwanzig Fuß fiel die Klippe steil ins Meer, das an dieser Stelle wie in einem Kessel kochte.

Wortlos sprang Rago ab und verschwand in elegantem Bogen in den zischenden Wassermassen. Phil und ich warfen uns einen Blick zu. Ich rieb mir den Schädel. Verlockend war es wahrhaftig nicht, da hineinzuspringen.

Unten tauchte Ragos dunkler Kopf auf, immer wieder überspült von weißen Schaumfetzen. Er winkte uns.

„Wir können uns von einem Eingeborenen doch nicht beschämen lassen, Phil,“ ermunterte ich den Freund und sprang. Gischt schlug über mir zusammen. Ich japste und arbeitete mich nach oben. Neuer Schaum klatschte mir ins Gesicht. Ich versuchte mich zu orientieren. Vorn, an einem der vorgelagerten Felsen, erblickte ich Rago. Er ließ sich von einer Welle gegen die Klippe tragen, krallte sich fest, kletterte wie eine Katze zwei, drei Yard weiter und war damit aus dem Bereich der nächsten Welle. Er sah sich nach uns um. Ich winkte ihm. Er zeigte lachend seine Zähne.

Als ich mich bis zu der Klippe hingearbeitet hatte, hing sie wie eine unerklimmbare Wand über mir. Jede Welle warf mich gegen den Felsen. Ich mußte Arme und Beine vorstrecken und mich immer wieder abstoßen. Neben mir tanzte Phils Kopf wie ein Korke auf dem Wasser.

„Schweinerei!“ brüllte er mir zu, bekam eine Welle in den Mund, hustete und fluchte.

Rago schrie uns Anweisungen zu, die wir nicht verstanden. Ich ließ mich hochtragen, griff zu und versuchte, mich festzuhalten. Nur die Hände fanden eine Vertiefung, die Füße nicht. Das Wasser wich zurück, und ich baumelte über einem Abgrund. Die nächste Welle wusch mich wieder vom Felsen. Viermal versuchte ich es, bis ich endlich Halt fand und vor der nächsten Woge so weit hochklettern konnte, daß ich nicht wieder heruntergezerrt wurde. Phil schaffte es beim sechsten Versuch.

Oberhalb der Wasserlinie, wo die Felsen nicht vom ständigen Wogenprall glattgeschliffen waren, wurde die Kletterei leicht. Wir erreichten eine flache Felsenkuppe. Rago hatte sich hingehockt, und erwartete uns. Ich wischte mir das Salzwasser aus den Augen.

„Verteufelte Schinderei!“ stöhnte ich. „Konntest du kein Versteck finden, das einfacher zu erreichen ist?“

„Nur Übung, Sir.“ Er grinste. „Üben, dann leicht.“

Die Klippenkuppe war nur vier Schritte breit. Auf der anderen Seite, sechs Fuß unter uns, lag unser Boot in einer völlig ruhigen, winzigen Bucht. Wir kletterten ein Stück abwärts und ließen uns ins Wasser plumpsen. Ein Klimmzug, und wir waren im Boot. „Wohin?“ fragte Rago.

„Ostküste,“ antwortete ich. „Wollen sehen, was sie an der PATRONIA treiben.“

Wir mußten ein beachtliches Stück rudern, fast um die halbe Insel, und brauchten über drei Stunden, obwohl wir uns ablösten.

„Da!“ sagte Rago. Seine Augen erkannten die Umrisse des Schiffes früher als wir. Wir ruderten noch ein Stück näher, stoppten aber in gehöriger Entfernung, denn ich wollte nicht, daß Flybert unser Interesse bemerkte. Wir hatten ein Fernglas im Boot, aber dieser Operngucker gab nicht viel her. Ich bat Phil, bei Rago zu bleiben, sprang, das Glas in der Hand, über Bord und schwamm ans Ufer. Möglichst in Deckung bleibend, lief ich, bis ich den der FLYER nächsten Punkt erreicht hatte, legte mich auf den Bauch, stützte die Ellbogen auf und beobachtete, was man auf der FLYER trieb. Auf diese Entfernung von einer knappen Meile half sogar der Operngucker. Ich erkannte Kapitän Bread und Flybert, die sich über die Reling beugten, zwei Matrosen an einer Kolbenpumpe und die Blasenbahn im Wasser. Creoly tauchte offenbar bereits nach der Patronia.

Ich blieb dreißig Minuten; dann sah ich, wie sie Stricke und den Luftschlauch Hand über Hand aufholten. Kurz darauf tauchte der Messinghelm des Tauchers an der Oberfläche auf. Er hatte seinen Anzug mit Preßluft aufgeblasen und ließ sich an das Schiff ziehen. Damit hatte ich genug gesehen. Sie waren bei der Arbeit, aber bevor ich keine neuen Nachrichten von Mr. High hatte, konnte ich sie ja nicht hindern, ja, nicht einmal versuchen, sie zu hindern. Ich schwamm zum Boot zurück.

„Sie tauchen nach der PATRONIA,“ berichtete ich Phil. „In hundert Fuß Tiefe ist's auch für einen erfahrenen Taucher wie Creoly beschwerlich. Flybert äußerte selbst die Absicht, die PATRONIA in seichtes Gewässer zu schleppen. Zu diesem Zweck werden sie mit Preßluft aus einigen Kammern des Schiffes das Wasser herausdrücken, Trossen befestigen, den Kahn mit dem Kran anheben und ihn in Flachwasser bis zehn Fuß schleppen. Bestenfalls in drei Tagen können sie damit fertig sein. Dann beginnt das Suchen im Wrack nach den Tresoren, und schließlich müssen sie die Safes aufschweißen. Zehn Tage brauchen sie auf jeden Fall,

bis sie die Diamanten haben. Bis dahin wissen wir Bescheid und können nötigenfalls per Telegramm die Polizei auf Celebes alarmieren.“

„Und bis dahin?“

„Werden wir wie bisher nach Fischen tauchen.“

Am Hafen bei der Einfahrt trafen wir den Telegrafisten.

„He, noch kein Telegramm für uns?“ rief ich.

„No, Sir,“ antwortete er grinsend.

Wir lungerten noch am Steg, als die Barkasse der FLYER in den Hafen einlief. Flybert stand am Steuer und legte geschickt an. Die Mischlinge zeigten bei seinem Anblick ein einfältiges, glückliches Grinsen. Bei ihm waren alle, die bei Panhacker schliefen. Er sprang an Land und begrüßte uns.

„Beute gemacht?“

„Leider nicht Besonderes,“ antwortete ich.

Er triumphierte. „Wir haben die PATRONIA schon. Creoly ist 'ne Wucht von 'nem Taucher. Hat schon zwei Kammern vorn leergepreßt. Morgen kommen die zwei hinten an die Reihe; danach die Trossen. Übermorgen, denke ich, können wir abschleppen.“

„Viel Glück,“ wünschte ich mürrisch. In diesem Augenblick trat der Mischling, der das Telegrafienamt bediente, auf uns zu und sagte: „Habe in Labian angefragt. Noch kein Telegramm für Sie, Mr. Amerika, aus New York.“

„Danke,“ antwortete ich. Es gefiel mir nicht, daß er in Flyberts Gegenwart über Telegramme sprach, aber ich konnte es nicht mehr verhindern. Ich verbrachte eine schlechte Nacht. Nicht, daß irgend etwas passiert wäre; aber die Unruhe steckte in mir und hinderte mich am Einschlafen. Ich wälzte immer die gleichen Gedanken! War Flybert berechtigt, die PATRONIA zu heben? Was wollte Mr. High mit seinem verstümmelten Telegramm ausdrücken? Wer war dieser Ted Creoly, der aussah, als mache ihm das Morden Spaß? Wenn Flybert ein Ganove war, was tat ich da, wenn ich nicht einmal mit der Unterstützung des einzigen Polizisten rechnen konnte?

Ich fuhr hoch im Bett. War das ein Schrei? Ich lauschte. Alles blieb still. Ärgerlich warf ich mich auf die andere Seite und versuchte, einzuschlafen. Es nutzte nichts. Nach einer Stunde endlich duselte ich ein. Aber es wurde nur ein Halbschlaf daraus. Als ich Schritte hörte, war ich sofort hellwach, sprang aus dem Bett, tat die wenigen Schritte durch den kleinen Raum und stieß die Bambustür auf.

Die Nächte in Panafarut sind nie ganz dunkel. Die Sterne scheinen tief zu stehen und geben so viel Licht, daß selbst ohne Mond noch eine gewisse Helligkeit herrscht. Vor mir standen drei Männer. Ich erkannte Flyberts Sombrero, Creolys immer nackten, fleischlosen Oberkörper, das verschwommene Gesicht eines der weißen Mannschaftsmitglieder. Einen Augenblick hing überraschtes Schweigen zwischen uns, dann sagte Flybert gleichmütig: „Können Sie auch nicht schlafen, Mr. Cotton? Die Nacht ist schwül. Wir machen einen kleinen Spaziergang!“

„Ja, sehr schwül!“ sagte ich und zog die Tür ins Schloß.

Den anderen Tag trieben wir uns vor den Klippen herum und gingen auf Unterwasserjagd, wie wir es vor der Ankunft der FLYER getan hatten; aber es

machte uns nicht mehr den richtigen Spaß, die großen, gefährlichen Fische zu jagen. Trotzdem blieben wir bis Sonnenuntergang draußen.

Als wir in den Hafen zurückruderten, lag die Barkasse der FLYER schon am Steg. Creoly und sein Chef lümmelten an der Reling und rauchten.

Flybert winkte uns zu, rührte sich aber nicht vom Fleck. Ich war kaum an Land gesprungen, als ein Mischling auf mich zukam. Er trug, wie alle, weiße Leinenhosen und eine verknitterte Leinenjacke.

„Telegramm, Sir,“ sagte er und reichte mir das Formular.

„Vielen Dank, aber du bist nicht der gleiche Mann, mit dem ich sonst zu tun hatte.“

„Pordy heute dienstfrei,“ antwortete er. „Einen Tag Pordy Dienst, einen Tag ich.“

Phil war aus dem Boot gestiegen und stellte sich neben mich. Wir lasen gemeinsam, was Mr. High telegraphierte.

An Cotton, Panafarut. Flybert zu Hebung Patronia berechtigt. Haben Kenntnis, daß andere Gruppe, die Hebungsrecht nicht erhielt, Unternehmen stören will. Achtet auf fremde Landungen. Nehmt nötigenfalls Verbindung mit Flybert auf und gebt Meldung über Warnung an ihn weiter. High.

„Na also,“ sagte Phil. „Kein Grund zur Sorge.“

„In der Tat,“ antwortete ich nachdenklich. Flybert schlenderte herbei. „Schlechte Nachrichten, Mr. Cotton? Sie machen so ein Gesicht.“

„Telegramme vom Chef sind im Urlaub immer unerfreulich.“

„Tut mir leid,“ sagte er. Ich hatte das verdammte Gefühl, als grinse er dabei teuflisch.

Einerlei, zunächst war dieses Telegramm eine Tatsache; solange nicht ein weiteres Schiff auftauchte, brauchte ich mir keine Sorgen zu machen. Ich warf die trüben Gedanken ab und erinnerte mich, daß ein dicker Fisch an den Klippen westwärts der Hafeneinfahrt seinen Platz hatte, ein Bursche, so groß wie Phil und ich zusammen.

Wir jagten ihn am anderen Morgen. Das Riesenvieh hatte eine Haut, die einem Nilpferd Ehre gemacht hätte. Wir verpaßten ihm fünf Preßluftpfeile. Er schüttelte sich nicht einmal, sondern schwamm träge davon. Wir schwammen ihm nach, warfen um die Pfeilschäfte Nylonseile, zogen sie fest, ließen abrollen und tauchten auf. Der Fisch mußte inzwischen wieder zum Stillstand gekommen sein, denn die Seile hingen schlaff herab.

Phil kletterte ins Boot und setzte sich ans Ruder, während ich erneut tauchte, um den Fisch in seiner Ruhe aufzustören. Ich schwamm ihn von vorn an. Er glotzte aus dummen Augen. Ich wußte, daß er die Angewohnheit hatte, von Zeit zu Zeit mit offenem Maul Wasser zu schlucken. Auf diese Gelegenheit wartete ich. Als er seine Schnauze bis zur Öffnung von Kanaldeckelgröße aufriß, schoß ich ihm eine Preßluftladung hinein. Im nächsten Augenblick traf mich etwas gegen die Hüfte, daß ich zwei Mannlängen weit durch das Wasser geschleudert wurde. Der Fisch hatte sich herumgeworfen, und mir einen schweren Schlag mit dem Schwanz versetzt; danach war er verschwunden.

Ich tauchte auf, hörte Geschrei, riß Tauchbrille und Atemgerät ab und—mußte lachen: Wie von Geisterhand gezogen, sauste unser plumpes Ruderboot wie eine

Yacht über die See dem offenen Meer entgegen. Phil und Rago standen wie schwankende Masten, schrien und stolperten übereinander. Phil wollte an die Riemen, Rago zum Bug an die Seile. So hinderten sie sich gegenseitig. Eines der straff gespannten Seile, die Verbindung zwischen Fisch und Boot, riß, zischte wie eine Seeschlange aus dem Wasser an die Luft, beschrieb wilde Schlangenlinien und traf Phil an den Kopf. Er fiel um. Rago hatte den Weg frei und kappte das andere Seil. Die Fahrt des Bootes wurde langsamer. Es kam zum Stehen und schaukelte bald nur noch gemächlich.

Ich sah, wie Phil sich hochrappelte und sich den Hinterkopf rieb, wo das Seil ihn getroffen hatte. Auch ich spürte jetzt den Schmerz in der Hüfte. Langsam schwamm ich auf das Boot zu, das Rago mir entgegenruderte. Ich zog mich an Bord. Meine linke Seite von der Achselhöhle bis zum Oberschenkel war feuerrot und brannte. Der Schlag des Fischeschwanzes war knallhart gewesen wie ein rechter Haken. Unser Bedarf an Unterwasserabenteuern war für heute gedeckt. Es ging auch bereits auf den Abend zu. Wir ruderten zum Hafen zurück. Immerhin waren wir früher dort als sonst.

„Sir,“ sagte Rago, „mir erlauben, damit zu tauchen.“ Er zeigte auf die Atemgeräte.

„Wenn du magst, bitte; aber nicht im Hafenbecken. Das Wasser ist so schmutzig, daß du nichts siehst.“

„Oh, Rago braucht nicht Brille. Rago vor vier Wochen hier Messer verloren. Nicht gefunden. Mit Gerät finden, weil länger unter Wasser bleiben.“

Für die Eingeborenen ist ein Messer eine Kostbarkeit. Außerdem war Rago schon lange darauf aus, unsere Geräte auszuprobieren, denn er konnte nicht begreifen, wie es uns möglich war, mit Hilfe der Preßluftflasche wie ein Fisch unter Wasser zu atmen. Wir taten ihm den Gefallen und schnallten ihm ein Gerät auf den Rücken. Wir zwängten ihm das Mundstück zwischen die Zähne und banden ihm zur Vorsicht einen Strick um den Leib; denn der Ungeübte kann mit einem Tauchgerät unangenehme Überraschungen erleben.

Er grinste, sprang über Bord und war verschwunden. An dem Gebrodel der Luftblasen und den Bewegungen des Strickes in meiner Hand spürte ich, daß es ihm gut ging. Phil beobachtete durch den Guckkasten; aber das Wasser war derart trübe, daß nichts zu erkennen war.

Während ich den Strick mit einer Hand hielt, fischte ich mir eine Zigarette aus der Tasche des Bademantels, der im Boot lag, und begann zu rauchen. Die üblichen Neugierigen hatten sich am Kai gesammelt und sahen uns zu. Rago schien es unten gut zu gefallen. Er war schon eine Viertelstunde unterwegs. Ich warf den Zigarettenrest fort und wollte ihm eben mit der Leine ein Zeichen geben, daß er heraufkommen solle, als die Leine plötzlich in meiner Hand hin und her zuckte. Die Luftblasen brodelten auf, und gleich darauf schoß Rago hoch. Er kam so rasch, daß sein Körper halb aus dem Wasser fuhr, zappelte mit Armen und Beinen und schrie etwas Unverständliches, da er den Atemschlauch immer noch zwischen den Zähnen hielt.

Ich warf mich flach über Bord und war mit wenigen Kraulstößen bei ihm. Er gurgelte immer noch unverständliche Laute. Ich tastete seinen Körper ab, da ich dachte, er sei vielleicht verletzt, aber er war völlig intakt. Ich riß ihm den Schlauch aus den Zähnen, und jetzt schrie er: „Mann steht unten! Faßt nach mir!“

Ich drückte ihm einfach den Schädel unter Wasser. Er schlug um sich und gurgelte. Ich ließ ihn Luft schnappen.

„Hör zu,“ zischte ich ihm ins Ohr, „wenn du noch ein Wort schreist, tauche ich dich so lange, bis du ohnmächtig wirst.“ Zur Bekräftigung drückte ich ihm den Kopf noch einmal herunter.

Er gurgelte, schrie aber nicht mehr. Im Wasser schnallte ich ihm das Gerät ab. „Schwimm zum Boot!“

Er gehorchte und schwamm mit kleinen, hilflosen Stößen. Er mußte sich furchtbar erschreckt haben, und es mußte ihm tatsächlich etwas Außergewöhnliches zugestoßen sein, wenn es ihn in eine solche Panik versetzt hatte. Merkwürdig, denn er war im Wasser zu Hause wie auf dem Land, kannte alles und hatte vor nichts Furcht. Er wußte, wie man sich zu verhalten hatte, wenn Haie in der Nähe waren, und kannte Tricks, wie man sich selbst den tödlichen Schlangennarven der Riesenpolypen entwinden konnte.

Phil hatte ihn ins Boot gezogen und ihn lang auf den Boden gestreckt. Er schluchzte; allmählich beruhigte sich die Brust. Ich rauchte noch eine Zigarette und beobachtete die Neugierigen. Sie hatten natürlich gemerkt, daß irgend etwas los war, hatten die Hälse gereckt, aber als nichts weiter geschah, verloren sie das Interesse. Rago erschien mir weit genug, um erzählen zu können. „Was erschreckte dich so?“ fragte ich.

Offenbar hatte er sich inzwischen eine Erklärung aus der Welt seiner Götter zu rechtgemacht, denn er berichtete: „Ich dem großen Geist des Wassers begegnet. Sieht aus wie Mann, nur größer. Habe ihn berührt, griff in sein Haar, als ich nach Messer suchte. Er griff nach mir, ich flüchten, denn er mich hätte in Fisch verzaubert, wenn ich nicht wäre geflohen!“

„Wo war es?“

„Da, wo aufgetaucht, Sir. Aber Sie nicht gehen hinunter. Er jetzt aufgewacht und Sie greifen.“

„Okay, Rago,“ sagte ich und warf mir die Riemen des Atemgerätes über die Schulter. „Wollen sehen, ob er eine Einladung zum Tee annimmt.“

Das Wasser im Hafen war eine so dunkle Brühe, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Es gefiel mir verdammt wenig, darin herumzupaddeln, besonders, als ich auf den Grund stieß, der von einer widerwärtig schlammigen Beschaffenheit war. Ich ertastete eine Menge von Gegenständen. Meine Augen nutzten mir so gut wie nichts. Ich schwamm in einer Art bräunlicher Dunkelheit. Ich war an ungefähr der Stelle getaucht, an der Rago hochgekommen war und suchte in aller Ruhe, die Arme weit vorgestreckt. Ich schwamm jeweils zehn Flossenschläge, einen Schlag quer und wieder zehn zurück. Wie gesagt, ich berührte eine Menge Gegenstände, und manchmal verhielt ich, um sie näher zu betasten.

Zehn Minuten mochte ich unten sein, da fuhren meine Finger durch etwas, das sich wie Tang anfaßte und sich leise im Wasser bewegte. Es bot keinen Widerstand, und ich glitt darüber hinweg. Ich stoppte, drehte eine Rolle nach oben und tauchte senkrecht auf die Stelle zu. Meine gespreizten Finger fühlten, tasteten weiter, erkannten, was es war, und in einem Krampf des Entsetzens zuckte ich zurück.

Glauben Sie mir, ich bin einiges gewöhnt und habe manche Situation überstanden, die alles andere als angenehm war; aber auch die Nerven eines harten Man-

nes können durchgehen, wenn er in einem Hafenbecken in die Haare eines Menschen faßt und dann noch dessen offene Augen fühlt. Ich hatte keine Zeit, in Ohnmacht zu fallen, sondern tauchte auf und rief Phil zu, mir ein Seil zuzuwerfen.

„Was ist los?“

„Wirst es gleich sehen,“ antwortete ich, nahm das Seil und tauchte wieder. Da ich wußte, was mich erwartete, verlor die Sache an Schrecken.

Der Mann war mit dem üblichen Leinenzeug der Mischlinge bekleidet und lag flach auf dem Hafengrund. An seine Füße und um den Hals waren irgendwelche Gegenstände aus Eisen gebunden. Ich schnitt sie ab und band dem Toten das Seil unter die Arme. Sobald ich ihn von den Gewichten gelöst hatte, begann er zu steigen, und als ich Phil durch Rucken an dem Seil das Zeichen zum Ziehen gab, verschwand er wie mit einem Fahrstuhl nach oben.

Die Gewichte, die ihn unten gehalten hatten, waren schwer. Ich mußte mich trotz der Auftriebskraft des Wassers anstrengen, sie nach oben zu bringen.

Als ich die Oberfläche erreichte, hatte sich das Bild verändert. Die Mischlinge, unter ihnen Panhacker und Single-Pag, der Polizist, drängten sich auf dem Steg zusammen. Phil hatte den Toten nahe ans Boot herangezogen. Ich schwang mit Anstrengung die Eisenteile ins Boot. Es waren Schubscharniere, wie sie auf größeren Schiffen benutzt werden, um bei Sturm die Luken zu sichern.

„Wer ist es?“ fragte ich noch keuchend.

„Der Telegrafemann, der uns Mr. Highs erste Depesche brachte.“

„Starb er an einer Kugel?“

„Nein, er scheint über den Schädel geschlagen worden zu sein; dann ist er wohl ertrunken.“

Drüben am Ufer hatte sich Single-Pag offenbar aus seine Wichtigkeit besonnen. Er legte die Hände als Schalltrichter an den Mund und forderte uns auf, zu ihm zu kommen.

Ich zog mich ins Boot. „Tun wir ihm den Gefallen.“

Den Toten im Schlepp, ruderten wir zum Steg. Zahlreiche Hände zogen ihn an Land. Es herrschte betroffenes Schweigen. Ich sah mich um. Im äußersten Kreis erblickte ich den Mischling, der mir das Telegramm gebracht hatte. Er fühlte meinen Blick und wollte sich verdrücken. Ich warf drei, vier der Gaffer zur Seite und faßte ihn am Kragen, bevor er fünf Schritte getan hatte.

„Du sagtest, du seiest die Ablösung für Pordy. Aber der lag tot im Wasser. Welche Schweinerei hast du mitgemacht?“

Er wand sich unter meinem Griff. Ich ließ den Kragen seiner Jacke los, packte ihn im Genick wie ein Terrier die Ratte, und schüttelte ihn.

„Rede,“ herrschte ich ihn an, „oder ich schmeiße dich von der Klippe!“

„Ich weiß von nichts,“ jammerte er in einwandfreiem Englisch. „Ich habe nur getan, was Mr. Flybert befohlen, nämlich die Telegrafestation zu übernehmen.“

„Du bist gar nicht von der Insel?“

„No, Sir, ich gehöre zur Besatzung der FLYER.“

Ich schleifte ihn vor Single-Pag, der ratlos war und nicht die geringste Ahnung hatte, was er tun sollte. „Hören Sie, Polizeipräsident,“ sagte ich. „Der Mann dort ist Pordy, und dieser Bursche, der die Telegrafestation übernommen hat, um gefälschte Telegramme zu verteilen, gehört zur Besatzung der FLYER. Wenn Sie zudem berücksichtigen, daß Pordy an Lukeneisen gebunden war, die nur von der

FLYER stammen können, dann sind Sie verpflichtet, Flybert und seine Leute zu verhaften, sobald sie an Land kommen.“

Er gab keine Antwort und wagte nicht, mir in die Augen zu sehen.

Neben mir sagte jemand: „Die Barkasse.“

Flybert nebst Anhang fuhr eben in den Hafen ein. Sie stoppten am Steg. Flybert, der am Steuer stand, stutzte, als er die Leiche gewahrte, beugte sich zu Creoly, der neben ihm saß, und flüsterte ihm etwas zu. Jetzt, wußte ich, würde es Ärger geben.

„Fordern Sie die Leute auf, Sie zu unterstützen,“ sagte ich scharf zu Single-Pag, der immer noch unschlüssig auf den Toten starrte.

Die Barkasse hatte festgemacht. Flybert sprang an Land. Mit ihm Creoly und Kapitän Bread, während zwei Leute an Bord blieben.

„Hat es etwas gegeben?“ fragte Flybert gleichmütig mit einem Blick auf den Toten.

Ich sah erwartungsvoll auf den Polizisten, doch der rührte sich nicht. Gut, wenn er es nicht wagte, mußte ich den Krach vom Zaun brechen.

„Wir fanden den Mann im Hafenbecken,“ antwortete ich und trat auf Flybert zu. „Man hatte ihm um die Füße Lukenscharniere gebunden, die von der FLYER stammten. Also habe ich einigen Grund, anzunehmen, daß Ihnen der Mann im Wege war.“

„Seltsam, daß Sie ihn gefunden haben,“ antwortete er ruhig. „Das Hafenwasser ist trübe; wenn Sie darin tauchen, dann sicherlich nicht ohne Grund. Die Chance, einen Toten darin zu finden, ist tausend zu eins, es sei denn, man weiß, wo er liegt.“

„Reden Sie keinen Blödsinn, Flybert. Ich spreche jetzt gutes Amerikanisch mit Ihnen: Sie versuchen, amerikanisches Eigentum zu bergen. Als amerikanischer Bürger habe ich die Pflicht, mich dafür zu interessieren, ob Sie dazu berechtigt sind. Ich verlange, daß Sie mir die entsprechenden Papiere zeigen.“

„Bitte sehr.“ Er grinste frech und griff nach seiner Gesäßtasche. Er brachte den kurzläufigen Revolver nur halb heraus, denn schon knallte ich ihm meine Rechte unter das Kinn, die ihn fünf Schritte rückwärts warf. Sein Panama flog weg, und ich sah zum erstenmal, daß er graue Haare hatte, die einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem jungen Gesicht bildeten.

Creoly und der Kapitän stürzten sich auf mich. Phil warf sich dem Taucher zwischen die Füße, so daß er hinschlug. Dem dicken Kapitän, der wie ein Panzer heranschnaubte, ging ich einfach aus dem Wege und stellte schnell ein Bein quer. Er stolperte, verlor das Gleichgewicht, schoß über den Steg und klatschte ins Wasser.

Die beiden Matrosen, die noch in der Barkasse waren, hielten Gewehre in den Händen, aber sie konnten sich wohl nicht entschließen, anzulegen. Phil kullerte sich mit Creoly am Boden herum.

Flybert, der sich eben aufraffte, brüllte den Mischlingen hinter mir zu: „Nehmt sie gefangen! Sie haben Pordy getötet. Sie sind Verbrecher!“

Ich fühlte, wie die Menge in meinem Rücken gegen mich anrückte, riß mein Fischmesser aus der Scheide und fuhr herum. Die Mauer der Mischlinge wich zurück.

„Single-Pag!“ rief ich. „Tun Sie endlich Ihre verdammte Pflicht.“ Er hielt seinen Polizeirevolver in der Hand. „Werfen Sie weg Ihr Messer,“ befahl er.

„Sagen Sie lieber Flybert und seinen Leuten, sie sollen ihre Revolver und Gewehre fortwerfen!“ fluchte ich.

Plötzlich schien Single-Pag Herr der Situation zu sein. Er richtete sich auf und befahl Flybert: „Geben Sie Revolver aus der Hand. Auch Leute sollen Gewehr fortwerfen.“

Flybert zögerte nicht eine Sekunde. Er ließ seine Waffe fallen und rief den Matrosen in der Barkasse zu: „Die Gewehre nieder!“

Ich feuerte mein Messer auf die Erde, daß es in den Planken des Steges steckenblieb.

„Gibt es jetzt eine Art Gerichtsverhandlung?“ fragte ich.

Single-Pag grinste. „Sie verhaftet wegen Mordverdacht, und weil Sie überhaupt ein räuberisches Subjekt sind.“

Er wandte sich seinen Mitbürgern zu. „Nehmt Kerl fest. Marsch!“

Bevor ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, schlugen die Mischlinge wie eine Welle über mir zusammen. Vier oder fünf warf ich in den Hafen, zwei schlug ich knockout; dann hingen sie wie Kletten an mir, rissen mich nieder, drückten mich aufs Gesicht und schnürten mir die Hände auf dem Rücken zusammen.

In Ordnung, das Ding war schiefgelaufen. Ich hätte daran denken sollen, daß Single-Pag es mit dem hielt, der besser zahlte. Nun, da wir dastanden, blutig und mit zusammengeschnürten Händen, war es zu spät für die Auswertung solcher Erkenntnisse. Phil stand, verpackt wie ich, neben mir. Sie hatten ihn von Creoly heruntergerissen, mit dem er sich bis zum Schluß gekatzbalgt hatte.

Gegenüber stand die Flybert-Gruppe, vollzählig und ungefesselt. Flybert hatte seinen Panama wieder aufgesetzt, und der dicke Kapitän war aus dem Wasser gekrabbelt.

„Vielen Dank, Mr. Single-Pag,“ sagte der Diamantensucher. „Ich erhebe Mordanklage gegen diese Männer. Schon am Tage meiner Ankunft vermißte ich Luken-eisen. Sie wurden heute an den Füßen und um den Hals des armen Pordy gefunden. Ich behaupte, daß diese Männer ihn getötet und in das Hafenbecken versenkt haben. Dann fischten sie ihn wieder heraus, um mir den Mord anzuhängen. Sie sind auf die Diamanten der PATRONIA aus. Ich erhielt schon vor meiner Abreise einen Wink, daß man versuchen werde, mein Unternehmen zu sabotieren.“

Single-Pag reckte die Brust, als bekäme er einen Orden verliehen. Flybert fuhr fort: „Die zwei sind Amerikaner. Ich schlage Ihnen vor, Sie übergeben sie mir. Ich werde dafür sorgen, daß sie vor ein amerikanisches Gericht gestellt werden.“

Ich biß die Zähne aufeinander. Wenn Flybert uns in seine Hand kriegte, gaben wir Geiseln ab, und wenn er uns nicht mehr brauchte, warf er uns über Bord. Es bestand kein Zweifel, daß der Mischlings-Polizist diesem Wunsche entsprechen würde. Zu meinem Erstaunen hörte ich Single-Pag sagen: „Leider ich kann nicht zustimmen dieser Anregung, Sir. Männer in Gefängnis müssen. Ich anfragen in Celebes, was mit ihnen tun.“

Ich blickte ihn an und verstand, was er bezweckte: Er wollte ein Kopfgeld. Flybert sollte uns ihm abkaufen.

Ich sah, wie es in Flyberts Gesicht zuckte. Seine Leute waren weitaus besser bewaffnet als die Bewohner von Panafarut. Gegen die Gewehre der Matrosen kam

Single-Pags Revolver nicht an. Wenn er sich trotzdem zur Gewalt entschloß, hatten wir vielleicht noch Sekunden zu leben.

„Wie Sie wünschen,“ sagte Flybert. „Ich hoffe, wir sehen uns heute abend bei Panhacker.“ Er ging mit seinen Leuten an uns vorbei, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Auf seinem Gesicht lag ein zufriedenes Lächeln.

Während wir im Triumph abgeführt wurden, sagte Phil leise und ohne den Kopf zu drehen: „Rago ist mit dem Boot getürmt, als sie uns hopsnahmen. Hoffentlich erwischen sie ihn nicht.“

Ich war gespannt darauf, wohin sie uns brachten. Sie führten uns zu dem einzigen gemauerten Haus von Panafarut. Es stellte sich als Polizeigefängnis dar. Eine Viereck-Bude mit einem zwei Hände breiten Loch in Mannshöhe und einer schweren, von außen zu verriegelnden Bohlentür. Sie stießen uns hinein, schlugen die Tür zu, verriegelten sie sorgfältig und gingen laut schwatzend davon.

Es stank bestialisch in dieser fast völlig dunklen Höhle. Das handbreite Loch ließ nur einen schmalen Lichtstreifen eindringen. Ich hörte, wie Phil durch die Zähne pfiiff. Es war ein dämlicher Schlager, der wahrhaftig nicht zur Situation paßte.

„He, wo bist du?“ rief ich leise.

„Hier,“ sagte er. Wir tasteten zueinander, stellten uns Rücken an Rücken, und versuchten, mit dem geringen Spiel, das unsere Finger noch hatten, uns gegenseitig die Fesseln zu lösen. Wir wußten, daß das Stunden dauern konnte, und gingen darum in aller Gemächlichkeit vor. Dabei unterhielten wir uns.

„Ich finde es zwar komisch, daß unsere Ferien in diesem Loch enden,“ sagte ich, „glaube aber, daß unsere Lage gar nicht lustig ist. Flybert und Single-Pag werden jetzt in Panhacker's Hotel die Auslieferungsverhandlungen führen. Und wenn dieser Diamantenräuber genug geboten hat, drückt der Polizeipräsident die Augen zu und läßt uns von den FLYER-Leuten herausholen; dann sind wir geliefert, Phil. Irgendwann verarbeiten sie uns zu Haifischfutter. Den Zeitpunkt bestimmen sie. Das kann in Stunden sein, oder sie schleppen uns tagelang mit.“

„Warum wurde der Telegrafist getötet, Jerry?“

„Weil Flybert mitbekam, wie ich mich über das erwartete Telegramm unterhielt. Er schaltete schnell, zumal er uns ohnehin in Verdacht hatte. Also kauften sie sich den armen Pordy und quetschten ihn aus. Pordy mochte einiges von dem Text behalten haben, so daß Flybert über unseren Beruf im klaren war. Er ließ ihn verschwinden, setzte einen seiner Leute in die Station und fabrizierte für Mr. High ein Beruhigungstelegramm. Ein netter Streich. Wir hätten bestimmt stillgehalten und zugesehen, wie er mit den geborgenen Juwelen abgedampft wäre, wenn Rago nicht die Leiche gefunden hätte. Natürlich war es töricht von mir, auf Single-Pag zu rechnen. Flybert hat diese Leute mit Dollarscheinen gespickt. Schlimmstenfalls hat er Gewehre genug, um sich zum Herrn von Panafarut aufzuschwingen.“

„Wir müssen hier raus,“ sagte Phil nach einer Pause des Nachdenkens, „und irgendwie in die Telegrafienstation. Wenn es uns gelingt, einen Morsespruch durchzugeben, in dem die Ereignisse kurz skizziert werden, haben wir in vier, fünf Tagen die indonesische Polizei hier. Damit hätte Flybert ausgespielt.“

„Richtig, aber dazu müssen wir erst frei sein.“

„Ich glaube, das dauert nicht lange. Ich habe den Knoten an deinen Gelenken schon ziemlich locker. Halt mal 'nen Augenblick still.“

Nach einer halben Stunde konnte ich die Hände aus den Schlingen ziehen. Fünf Minuten später war Phil frei.

Draußen war inzwischen die Nacht hereingebrochen. Wir tasteten unser Gefängnis ab und probierten unsere Kräfte an der Tür, aber die war ihnen gewachsen. Ich stellte mich auf Phils Schultern und versuchte, Steine aus der handbreiten Lichtöffnung zu brechen. Hoffnungslos! Das Brecheisen fehlte.

„Bleibt also nur, den Burschen, die uns holen, eins über den Schädel zu geben.“

Ich rieb mir das Kinn. „Schwierig, fürchte ich. Sie werden in Massen erscheinen. Außerdem werden bewaffnete Leute von Flybert dabei sein, möglicherweise er selbst.“

Phil grinste. Ich konnte es in der Dunkelheit zwar nicht sehen, ahnte es aber.

„Bißchen riskant, sicherlich, aber doch nicht das erste Mal.“

Wir wickelten uns gegenseitig die Stricke wieder um, so daß es scheinen mußte, unsere Fesselung sei intakt. Blieb uns nur noch zu warten übrig. Plötzlich drang durch das Luftloch eine flüsternde Stimme: „Sir, hören Sie mich?“

„Rago?“ fragte ich zurück.

„Yes, Sir. Boot liegt am alten Platz. Können Sie fliehen?“

„Erst müßtest du die Tür öffnen.“

„No, schweres Schloß auf Riegel. Vater läßt bestellen, wenn fliehen, in Dorf kommen. Er Ihnen Essen geben.“

„Danke, Rago,“ sagte ich ein wenig bitter. „Lieber wäre mir ein Brecheisen oder etwas Ähnliches.“

„Ich besorge,“ flüsterte er und huschte weg. Gleich darauf war er wieder da.

„Zu spät, Sir, sie kommen.“

Wir hörten es selber. Der Lärm von zwanzig oder mehr Stimmen näherte sich unserem Gefängnis. Flybert schien Whisky in Strömen spendiert zu haben, denn die Mischlinge gurgelten alle durcheinander oder sangen. Ich hörte, wie an dem Schloß hantiert wurde. Der Riegel wurde zurückgezogen. Die Bohlentür flog auf.

„Herauskommen!“ kommandierte Single-Pag, einen Rülpsler anhängend. Gleichzeitig biß uns der Schein von mindestens vier Taschenlampen in die Augen.

Die Hände auf dem Rücken, die Brust gewölbt wie Filmhelden, die erschossen werden sollten, traten wir ins Freie. Wir konnten nicht viel sehen, weil die grellen Lampen uns blendeten. Wir ahnten die Umrisse von mehr als einem Dutzend Gestalten. Ich wußte nicht, ob Gewehr- oder Revolverläufe auf uns gerichtet waren, hoffte aber, daß wir einen gefesselten Eindruck machten, um die Aufmerksamkeit einzuschläfern.

Single-Pag, dessen Stimme man anhörte, wie betrunken er war, schien eine lange Rede halten zu wollen.

„Da Sie haben gestört den Frieden unserer Insel,“ führte er aus, „und außerdem den Gentleman Flybert bestehlen wollten, wir Sie ausliefern an diese Mister, der Sie bringen wird mit seinem Schiff vor amerikanisches Gericht.“

Ich stieß Phil unmerklich am Ellbogen. Er beantwortete das Zeichen. Es schien auch ihm richtig, jetzt loszubrechen.

Ich senkte ein wenig den Kopf, brachte die Beine in die richtige Stellung, holte Luft, ließ das Ende der Fesselleine los und brach aus. Dabei nahm ich einfach die nächstbeste Taschenlampe an, rannte gegen deren Träger und rammte ihm den Kopf unter das Kinn. Unterdessen hatte ich die Arme frei, griff zu, faßte irgendei-

nen Körper, benutzte ihn als Rammbock, riß vier oder fünf Leute um, bevor ich selbst zu Fall kam und auf einem zappelnden Haufen von Leibern, Armen und Beinen lag.

Das Ganze ging so schnell, daß Single-Pag kaum seine Rede gestoppt hatte, daß noch kein Schrei gefallen war und kaum jemand begriffen hatte, was überhaupt geschah.

Ich war schon wieder auf den Beinen und hieb wie ein Berserker um mich. Ich traf etwas Weiches, das ein Stöhnen ausstieß und wie Schaum zusammenfiel.

Jetzt brandeten Schreie auf. Die ersten Schüsse knallten. Jemand schrie. Von den vier Taschenlampen brannte nur noch eine, deren Schein wild durch die Luft schwankte.

Single-Pag brüllte immer wieder: „Fangt sie! Fangt sie!“

Ich warf mich weiter nach vorn. Eine Gestalt wuchs vor mir hoch, ein Arm warf sich in die Nacht, an die meine Augen sich inzwischen gewöhnt hatten, es blitzte. Ich schlug einfach zu. Der Mischling überschlug sich rückwärts.

Das war der letzte Mann. Ich erkannte die Umrisse des Weges und fiel in Trab. Der Weg senkte sich, und ich dachte mir, daß er zum Hafen führen mußte.

Ich lachte. Es konnten nur noch wenige Leute in den Häusern am Hafen sein. Vielleicht fand ich irgendwo eine Waffe, wenn es auch nur ein Messer war. Auf jeden Fall fand ich von Panhacker's Hotel aus am besten den Weg zum Versteck unseres Bootes.

Da war schon das Hotel des untreuen Mr. Panhacker. In der Schankstube brannte Licht. Mich ritt der Teufel. Ich stieß die Tür auf und trat ein.

Die Bude war so gut wie leer. Zwei Betrunkene lagen unter dem Tisch. Panhacker zählte seine Kasse.

Er wurde fahl, als hätte er die Bleichsucht, als er mich sah.

„Hallo,“ sagte ich, „wir rechnen bei passender Gelegenheit ab. Jetzt brauche ich eine Waffe. Geben Sie mir einen Revolver!“

„Ich besitze keinen,“ stammelte er.

Ich ergriff kurzerhand die Stahlkassette, die ihm als Kasse diente, und feuerte sie samt dem ansehnlichen Inhalt durch das nächste Fenster in die Nacht hinaus. Die Dollarscheine flatterten wie die Schmetterlinge durch den Raum, und die Münzen sprangen wie Flöhe hinterdrein.

Mit dem nächsten Griff hatte ich Mr. Panhacker am Hemd.

„Bin ziemlich geladen, Freund,“ knurrte ich. „Wo haben Sie eine Kanone?“

Von draußen drang Johlen heran. Die Bande mochte sich gesammelt haben. Keine Zeit mehr für längere Verhandlungen mit Panhacker. Ich schmiß ihn gegen sein Flaschenregal, daß die Hälfte seines Schnapsvorrates herunterprasselte; dann rannte ich durch die Hintertür ins Freie.

Ich hatte ein wenig Pech, denn die Verfolger waren nah genug.

Ich hörte, wie sie brüllten: „Da ist er!“

Ich fand den Weg, den Rago uns geführt hatte, aber die Mischlinge kannten ihre Insel besser als ich und hielten mühelos meine Fährte. Ich wußte nicht, ob Flybert oder seine Leute noch bei ihnen waren. Innerhalb des Gebüsches war es trotz der hellen Tropennacht verwünscht dunkel, und ich zerstiess mir einiges; aber ich fand auch den Baum, an dem ich ins Gebüsch abzweigen mußte.

Ich rannte weiter, hörte das Rauschen der Brandung und gelangte an die Felsklippe. Ich wußte nicht genau, ob ich an der Stelle angekommen war, an die Rago uns geführt hatte, und—ich gestehe es ehrlich—zögerte, in die tobende Gischt hineinzu springen, die ich phosphoreszierend unter mir ahnte. Aber dann hörte ich ein Brechen im Gebüsch. Sie hatten meine Spur gehalten! Auf der kahlen Klippe konnten sie mich wie einen Hasen abschießen. Ich hatte keine Wahl. Ich mußte springen.

Also sprang ich in das Brüllen unter mir, kam gut an und ließ die Wellen eine Zeitlang mit mir Fangball spielen. Ich konnte nicht hören, ob meine Gegner sich noch auf der Klippe herumtrieben. Aber es bestand keine Gefahr, daß sie mir folgten. Ganz im Gegensatz zu den Eingeborenen leisteten die Mischlinge nicht viel im Schwimmen. Wahrscheinlich kamen sie nicht einmal auf die Idee, daß jemand verrückt genug war, hier ins Meer zu springen.

Ich wartete eine halbe Stunde; dann versuchte ich, die Klippe zu entern. Das war in der Dunkelheit noch schwieriger als am Tage. Außerdem war ich ein wenig angeschlagen, aber schließlich schaffte ich es. Ich kletterte auf der anderen Seite hinunter und fand unser Boot mit allem. Rago hatte es prächtig in Sicherheit gebracht.

Auf irgendeine Weise mußte ich Phil kriegen. Ich hoffte, daß er der Meute so gut entkommen war wie ich. Ich bugsierte das Boot aus der Bucht und ruderte die Küste entlang. Ich ließ mir viel Zeit. Von der Ostküste aus war der Weg ins Eingeborenendorf am nächsten, und ich brauchte nicht zu fürchten, daß Flyberts Leute uns noch heute nacht dort suchen würden.

Nach zwei Stunden harter Ruderarbeit erreichte ich die einzige flache Stelle des Ostrandes und erkannte die Auslegerboote der Eingeborenen, die dort hinaufgetragen werden konnten. Ich lenkte meinen Kahn in diese Richtung, bis der Sand unter dem Kiel knirschte, sprang heraus und drückte ihn so weit hoch, daß er nicht fortschwimmen konnte.

Ich nahm eines unserer Preßluftgewehre für die Unterwasserjagd. Wenn das auch keine überragende Waffe war, so genügte es doch unter Umständen, um sich einen Mann vom Leibe zu halten. Lautlos schlich ich zum Dorf, erreichte die primitiven Hütten und fand die Behausung von Ragos Vater. Das Dorf schien in tiefem Schlaf begriffen. Ich rüttelte an den Bambusstäben. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich Rago vor mir. Ich sah seine weißen Zähne blitzen.

„Sir, Phil-Mister schon hier,“ flüsterte er. „Kommen Sie!“ Ich bückte mich und folgte ihm in die Hütte.

Er hantierte an einer Kerze aus Fischfett und machte Licht. Ragos Vater und zwei seiner Brüder saßen aufrecht und begrüßten mich mit feierlichem Händeschütteln. Phil lag in der Ecke auf einer Bastmatte und schlief fest. Er mußte erst geschüttelt werden.

„Okay,“ sagte er und rieb sich die Augen. „Ich wußte, daß du durchkommen würdest. Was machen wir jetzt?“

„Die Telegraphenstation,“ antwortete ich. „Wenn wir es gleich jetzt versuchen, haben wir die besten Aussichten. Sie werden nicht damit rechnen. Morgen durchstreifen sie die Insel, und es ist nur eine Frage von Tagen, bis sie uns finden. Dreißig Quadratmeilen sind ein Kinderspiel. Wir haben nur Chancen, wenn es uns gelingt, Celebes oder Labian zu informieren.“

Phil reckte sich und stand auf. „In Ordnung. Gehen wir.“ Plötzlich lachte er. „Du bist ein G-man aus New York, Jerry, wenn ich mich nicht irre. Ich habe den gleichen Beruf. Wir haben manchen Gangster gejagt, und wenn es zum Schlimmsten ging, dann haben wir uns an einen Telefonapparat geklemmt, das Hauptquartier angerufen und vielleicht noch die uniformierte Polizei. Die kamen dann angebraust bis zu Kompaniestärke. Mit Autos, Maschinenpistolen, Tränengas, wenn es not tat, sogar mit Handgranaten. Was immer wir unternahmen, wir durften das sichere Gefühl haben, daß unsere Jungs wenigstens unsere Leichen für eine ehrliche Bestattung bergen würden. Heute ist das anders. Wir zwei ringen gegen eine Bande von zwanzig Leuten und zwei Dutzend bestochener Mischlinge. Wenn sie uns erwischen, erfährt der Chef in New York niemals, wo sich unser Grab befindet, damit er die entsprechende Rede von *Pflicht und Treue bis in den Tod* halten kann.“

„Ich werde dir eins sagen, Phil,“ antwortete ich. „Ich habe Gangster immer gehaßt, und jage sie, weil es mir ein Bedürfnis ist, für Gerechtigkeit zu sorgen, denn für das Gehalt, das das Innenministerium zahlt, würde es sich nicht lohnen. John Flybert wird sich eines Tages wundem, wenn er auf dem elektrischen Stuhl sitzt und zum Tode verurteilt wird, weil er auf einer lächerlichen Insel in Ostasien einen freundlichen braunen Mann umgebracht hat, dessen Tod ihm so wenig bedeutet wie eine erschlagene Katze. Wir werden ihm einheizen!“

Rago wollte mit, aber ich duldete es nicht.

Auf einem anderen Weg durchquerten wir die Insel in Richtung auf den Hafen. Wir liefen eine gute Stunde, bis wir die einzelnen Lichter vor uns schimmern sahen.

„Sie sind noch auf,“ flüsterte mir Phil zu. „Wahrscheinlich besprechen sie das Ereignis.“

„Das Licht dort drüben ist die Telegrafengebude,“ flüsterte ich zurück. „Flybert ist nicht dumm. Er hat eine Wache darin. Wir müssen mit ihnen fertig werden, lautlos.“

„Okay, Chingachgook,“ sagte Phil grinsend. Er hatte nicht unrecht. Wir benahmen uns wirklich wie Indianer auf dem Kriegspfad und sahen auch so aus mit unseren nackten Oberkörpern und den weichen Schwimmschuhen an den Füßen.

Vorsichtig arbeiteten wir uns an die Häuser des Hafens heran. Panafaruts Postamt stand in der Mitte, also nicht sehr günstig für uns.

Immerhin, wir schlichen uns an vier Hütten vorbei; dann waren wir da. Aus Panhackers Hotel drangen laute, lärmende Stimmen. Wir konnten in den Hafen sehen. Flyberts Barkasse lag nicht mehr am Steg. Er mußte zur FLYER zurückgefahren sein.

Phil und ich standen, die Rücken eng an die Bambuswand gepreßt, links und rechts der fensterlosen Öffnung, wie sie bei allen Hütten auf Panafarut als Licht- und Luftöffnung dienten. Vorsichtig schoben wir die Nasen vor. An einem Tisch vor dem vorsintflutlichen Funkgerät hockten drei Mann der Besatzung der FLYER, einer davon ein Weißer. Sie hatten eine Flasche auf dem Tisch, die sie reihum von Mund zu Mund wandern ließen, und schoben sich gegenseitig speckige Karten zu.

Ich gab Phil ein Zeichen. Wir gingen in die Knie und steckten unterhalb der Fensteröffnung die Köpfe zusammen.

„Die Tür ist von innen mit einem Sperrbalken verschlossen. Du klopfst und verlangst, daß sie öffnen. Wenn sie fragen, sag, du seist Creoly oder sonst wer. Das Fenster ist groß genug, um mich durchzulassen. Wenn sie sich mit der Tür beschäftigen, komme ich über sie.“

Er nickte und huschte in die Dunkelheit. Ich blieb in der Hocke und steckte nur den Kopf in Augenhöhe über die Brüstung.

Phils Klopfen dröhnte gegen die Bambustür. Die drei Burschen erstarrten in ihren Bewegungen. Der Weiße setzte langsam die Flasche ab, aus der er gerade getrunken hatte. Sie drehten die Köpfe zur Tür.

„Wer ist das?“ fragte der Weiße.

„Creoly!“ hörte ich Phil antworten. „Macht auf!“

Der Matrose erhob sich. Ich sah, daß er einen Revolvergurt trug und seine Waffe in die Hand nahm. Flybert schien Vorsichtsmaßnahmen angeordnet zu haben.

Der Mann ging auf die Tür zu und griff mit einer Hand zum Sperrbalken. Seine farbigen Kumpane blieben auf ihren Plätzen.

Ich reckte mich, griff mit beiden Händen in den Rahmen der Öffnung und setzte ins Zimmer. Ich traf die Männer am Tisch mit zwei Faustschlägen in den Nacken, bevor sie nur eine Bewegung machen konnten. Sie polterten ohne einen Laut von den Stühlen.

Der Matrose an der Tür fuhr herum und riß den Revolver hoch. Im selben Augenblick stieß Phil die Tür auf. Sie schlug gegen den Mann und schleuderte ihn zur Seite. Der zog krampfhaft durch. Seine Kugeln piffen kreuz und quer durch den Raum. Irgend etwas klirrte. Phil sprang ihn an. Er versuchte abzudrücken, hatte Ladehemmung oder sich schon verschossen, jedenfalls löste sich der Schuß nicht. Er begriff und wollte Phil die Waffe auf den Schädel schmettern. Phil fing den Schlag mit der Unterarmkante ab.

Der Matrose hielt den Revolver nicht fest genug. Ich sah das Schießseisen im Bogen durch die offene Tür in die Nacht fliegen. Im nächsten Augenblick hatte Phil dem Jungen einen kunstgerechten Haken genau auf den Punkt gesetzt, so daß er lautlos schlafen ging.

Wir stürzten zu der Funkapparatur. Phil warf den Einschalthebel herum. Das Kontrolllicht flackerte auf, erlosch aber sofort. Mit fliegenden Händen versuchten wir das Ding in Gang zu bringen.

„Hoffnungslos,“ sagte Phil. „Da, sieh!“

Zwei Kugeln des Matrosen hatten den Akku getroffen. Die Reste der Flüssigkeit liefen tröpfelnd aus.

Ich fluchte herunter, was mir gerade einfiel.

„Wir müssen verschwinden,“ mahnte Phil. „Die Schüsse haben das Nest alarmiert. Sie werden jeden Augenblick hier sein!“

Pech! Die Sache hatte sich erst so gut angelassen. Jetzt war unsere letzte Chance, irgendwen zu Hilfe zu rufen, zum Teufel. Wir verdrückten uns, hörten das aufgeregte Geschrei der Stimmen um Panhackers Hotel, erreichten aber unangefochten das Dickicht und das Dorf von Ragos Leuten.

Die Sonne stand hoch im Mittag. Wir lagen in unserem Boot, das sanft in der Bucht unseres Versteckes schaukelte, und dösten vor uns hin.

Wir hatten zwei Stunden bei Ragos Vater geschlafen, waren dann vor Tagesanbruch um die Insel gerudert zu der Bucht, die uns der einzig sichere Platz schien. Von der Landseite her konnten wir nicht entdeckt werden, es sei denn, jemand wagte den Sprung in den schäumenden Gischtkessel. Und von der Seeseite her mußte man schon genau suchen, um die enge Einfahrt zu finden.

Auf unsere Bademäntel gestreckt, hatten wir erst einmal gründlich geschlafen. Jetzt lagen wir da, rauchten eine der wenigen Zigaretten, die uns geblieben waren, und überdachten unsere Situation.

Es war selbstverständlich, daß unser Besitz in den Panhackerschen Wochenendhäusern längst ausgeraubt war. Bis auf unseren Zigarettenvorrat befand sich darunter nichts, was wir hätten entbehren können. Unsere guten .38er hatten wir ohnehin in New York gelassen.

Im Boot hatten wir Bademäntel, zwei Preßluftgewehre mit noch neun Nachfüllungen, zwei Tauchgeräte mit Reserveflaschen für fünf Stunden Tauchzeit, Flossen, Brillen, sonst nichts. Unsere Kleidung bestand aus Badehose und Turnschuhen; aber die Nächte waren selbst dafür warm genug. Solange uns Rago mit Essen versorgte, brauchten wir nichts zu befürchten, und wahrscheinlich würden wir in unserem Versteck auch nicht entdeckt werden, sofern wir uns ruhig verhielten.

Wir dachten nicht daran, ruhig zu bleiben. Wenn es eine Chance gab, Flybert zu stellen, so würden wir sie wahrnehmen.

„Wenn sie von Labian oder Celebes irgend etwas in Panafarut anfragen und die Sendestation antwortet nicht, glaubst du, daß sie dann kommen, um den Fall zu untersuchen?“ fragte Phil.

„Sie werden es nicht merken. Flybert wird einfach die Sendeanlage seines Schiffes auf die Welle von Panafarut einstellen und so antworten, als sei alles in schönster Ordnung. Ich wette, er hat bereits einige wunderschöne Lügen an Mr. High telegraphiert. Und der denkt, hier habe sich weit und breit kein Ganovenschiff blicken lassen, und wir hätten nichts anderes zu tun, als Fische zu jagen.“

„Haben wir keine Möglichkeit, die Außenwelt zu benachrichtigen?“

„Bis zur nächsten Insel sind es hundertdreiundvierzig Seemeilen. Mit unserem Boot oder denen der Eingeborenen nicht zu schaffen, selbst wenn das Wetter einwandfrei bleibt. Mit der Barkasse der FLYER würde ich es riskieren; aber dazu müßten wir sie erst haben.“

„Entern wir sie doch,“ schlug Phil vor.

„Zu riskant,“ lehnte ich ab. „Selbst wenn es klappt, wissen wir nicht, ob sie genügend Sprit für die Entfernung an Bord hat. Hat sie zu wenig—und ich möchte es annehmen, weil der Kahn ja nur für die Strecke zwischen Schiff und Land gedacht ist—dann schwimmen wir irgendwo auf dem Ozean, verdursten oder bekommen den Sonnenstich, während Flybert voller Gemütsruhe die Steine aus der Patronia holt und abdampft.“

„In zehn Tagen kommt der Postdampfer,“ sagte Phil.

„Auf den rechne ich auch,“ bestätigte ich. „Ich weiß noch nicht, wie wir es anfangen, aber mit dem Postdampfer müssen wir entweder Hilfe herbeiholen, oder die Mannschaft des Schiffes muß uns helfen, Flybert dingfest zu machen.“

„Und wenn Flybert die Diamanten vorher findet und türmt?“

„Er darf sie eben nicht vorher finden. Wir werden seine Arbeiten an dem Wrack stören, daß ihm graue Haare wachsen, hätte er sie nicht schon. Wenn er die PA-

TRONIA, wie er es vorhat, in seichtes Wasser schleppt, ist sie auch für uns erreichbar. Vielleicht haben wir Glück und bekommen die Steine in die Hand; dann hat er das Nachsehen.“

Phil lachte. „Wir machen also genau das, was er von Anfang an befürchtet hat.“

Ich schnippte meinen Zigarettenrest ins Wasser.

„Genau. Ich hoffe, Rago wird uns sagen können, wie weit sie mit den Arbeiten an dem Schiff sind.“

Rago kam kurz vor Sonnenuntergang. Seine bronzebraune, tiefbraune Gestalt tauchte auf dem Gipfel der Innenklippe auf. Er rutschte abwärts und plumpste neben unserem Boot ins Wasser. Wir zogen ihn hinein. Er trug einen wasserdicht vernähten Beutel aus Ziegenleder um den Hals. Darin war etwas Eßbares für uns.

Mit weiten Bewegungen seiner Arme und unter Augenrollen informierte er uns über die Situation.

„Weißer Mister von Schiff nicht gekommen, zu suchen Sie in Dorf. Nur Single-Pag war da, aber niemand etwas gesagt. Rago gegangen, zu hören, was mit Wrack ist von PATRONIA. Heute morgen sie gezogen in flacher Wasser. Arbeit lange gedauert. Jetzt Wrack liegt an Ostkap, nicht weit von Küste. FLYER ist vor Anker gegangen. Morgen sie wollen beginnen, zu suchen nach Funkelsteinen.“

„Flyberts Matrosen haben nicht nach uns gesucht?“ vergewisserte ich mich.

Er schüttelte den Kopf.

„Einleuchtend,“ erklärte Phil, „der weiß, daß wir ihm im Augenblick nicht schaden können. Wenn er die Diamanten hat, flieht er, und der Fall ist für ihn erledigt. Was soll er seine Zeit damit vergeuden, nach uns zu suchen.“

Ich überlegte. Neun Tage lang mußten wir verhindern, daß der Gangster an den Schatz der PATRONIA herankam. Ich setzte Phil meinen Plan auseinander. Er war einverstanden. Wir packten, was wir von unseren Sachen brauchten: Tauchgeräte, Reserveflaschen Preßluft, Gewehre mit den Pfeilen, Brillen und Flossen. Rago ruderte uns an eine Stelle, von der aus das Ufer leichter zu ersteigen war. Dann kam er selbst, nachdem er das Boot ins Versteck zurückgebracht hatte, ohne Gepäck über einen schwierigeren Weg zu uns. Unter seiner Führung begaben wir uns ins Eingeborenendorf. Es war inzwischen dunkel geworden, und wir brauchten nicht zu fürchten, daß uns einer der Gegner in die Quere lief.

Wir erreichten das Dorf, wollten uns aber nicht aufhalten. Rago besorgte uns zwei Hängematten, wie sie die Eingeborenen aus Bast flechten. Er führte uns weiter durch den Busch zum Ostkap. Wir kamen auf die Klippen.

Unmittelbar unter uns schimmerten die Lichter der FLYER. Ein Matrose sang. Wir hörten seine Stimme bis zu uns herauf.

„Danke, Rago,“ sagte ich zu dem Jungen. „Geh ins Dorf zurück und schweige!“

Wir suchten uns passende Bäume im Schutz des Busches für unsere Hängematten und schliefen den Ereignissen des nächsten Tages entgegen.

Im ersten, noch grauen Morgenlicht untersuchten wir die Gegend. Flybert hätte sich für unsere Zwecke keinen günstigeren Platz aussuchen können. Die Klippen waren ungewöhnlich zerklüftet. Zahlreiche Abbrüche stießen bis weit ins Meer vor. Man konnte gut ins Wasser gelangen, ohne vom Schiff aus gesehen zu werden. Gleichzeitig hatten wir die Möglichkeit, von oben alles Treiben auf der

FLYER zu beobachten und konnten uns danach richten. Vom äußeren Klippenrand bis zum Schiff waren es etwa zehn Schwimmminuten.

Natürlich bestand eine gewisse Gefahr, daß man uns in dem klaren Wasser entdeckte, wenn wir uns unter der Oberfläche dem Schiff näherten. Aber wir wußten, daß die strahlende Sonne stark reflektiert wurde und wir nur gesehen werden konnten, wenn sie mit Hilfe eines Guckkastens den Meeresboden absuchten.

Noch schlief alles. Ich wollte die Gelegenheit nutzen, um mich über die Lage des Wracks zu informieren.

Im Schutz der Klippenabbrüche schlich ich mich zum Meer, das Atemgerät auf dem Rücken, Flossen und Brille in der Hand. Als einzige Waffe hatte ich ein Messer bei mir, das Rago mir geliehen hatte. Unsere neun Schuß aus den Preßluftgewehren würden wir vielleicht noch brauchen.

Ich watete so weit ins Wasser, daß ich noch stehen konnte, zog die Flossen an und setzte die Brille auf. Dann schwamm ich in Richtung auf die FLYER, hielt mich aber im Schutz der Klippen. Schließlich gab es keine Deckung mehr. Ich mußte tauchen. Ich nahm das Mundstück zwischen die Zähne und ließ mich hinabgleiten.

Ich zwang mich, nur in Abständen ein- und auszuatmen; denn die Blasen, die dabei entstanden, bildeten die größte Gefahr für eine Entdeckung.

Ich schwamm stetig, drehte mich von Zeit zu Zeit auf den Rücken und blickte nach oben. Die Grenze des Wassers war mein Horizont, der hell schimmerte; dann schob sich eine dunkle Wolke in das Bild. Ich befand mich unter dem Kiel der FLYER.

Ich schwamm etwas aufwärts, vermutete, daß eine Verbindung zwischen der FLYER und dem Wrack bestand, schob mich unter dem Kiel des Schiffes entlang bis zu den Schrauben, schwamm ein Stück und stieß auf ein Drahtseil, das schräg in die Tiefe führte. Ich folgte seinem Lauf dreißig Yard, dann sah ich unter mir, immer noch in einer Tiefe von rund zwanzig Fuß, das Wrack der PATRONIA.

Der Kasten lag schräg auf der Seite. Er war über und über mit Muscheln bewachsen. Schwarz gähnte das Loch, das die japanische Bombe vor mehr als einem Jahrzehnt in seine Flanke gerissen hatte, und das ihn wie einen Stein hatte absaufen lassen. Ich schwamm näher. Die Aufbauten des Schiffes wuchsen rings um mich hoch wie ein seltsames, unwirtliches Gebirge.

Ich fand den Eingang zu den Kajüten, wenn er auch unter dem Muschelbewuchs kaum noch erkenntlich war. Probeweise rüttelte ich daran. Die Muscheln hatten alles wie mit einem Panzer verkleidet. Kein Gedanke daran, ohne tagelanges Arbeiten mit Hammer und Meißel hier einzudringen.

Ich stieß mich ab, schwamm zum Bombenloch in der Schiffsflanke und tauchte vorsichtig hinein. Es war dunkel und nicht viel zu erkennen; aber wenn ich mich nicht täuschte, gelangte man durch dieses Loch direkt in den Laderaum. Ich betastete Säcke und Kisten und freute mich. Wenn Flyberts Leute auf diesem Wege ins Schiffsinne dringen wollten, mußten sie mindestens die Hälfte der Ladung der PATRONIA ausräumen. Jedenfalls konnte ihre Arbeit noch Tage dauern, genau die Zeit, die wir bis zur Ankunft des Postdampfers brauchten.

Ich schwamm zurück. Diese Mal nicht unter dem Rumpf der FLYER, sondern direkt auf die Küste zu; dann an dieser entlang, bis ich zwischen den Klippenabbrüchen war. Ich mochte eine halbe Stunde unterwegs gewesen sein. Die nächsten

Expeditionen mußten wir uns genau einteilen. Fünf Stunden Reserveluft waren nicht viel.

Phil atmete auf, als ich wieder auf der Klippe anlangte.

„Sie sind aufgestanden,“ sagte er und zeigte auf das Deck der FLYER. „Sie treffen Vorbereitungen zum Tauchen. Ich fürchtete schon, sie würden dich überraschen.“

Ich erzählte ihm von den Schwierigkeiten, die Flyberts Leute erwarteten. Wir lagen auf den Bäumen im Schutz von Sträuchern und sahen uns das Treiben auf der Yacht an. Ich erkannte Creolys sehnige Gestalt. Er gab einigen Leuten an der Luftpumpe Anweisungen, dann tauchte Flyberts Panama auf.

Sie verfügten über zwei einfache Tauchhelme: Plexiglashelme, die über den Kopf gestülpt werden und in die man Luft pumpt. Das hat den Vorteil, daß man so lange unten bleiben kann, wie man will, und nicht von dem Inhalt der Preßluftflasche abhängig ist. Andererseits ist man an den langen Schlauch gebunden und muß darauf achten, daß man nicht damit hängen bleibt.

Creoly stülpte sich solchen Helm über den Kopf. Den zweiten erhielt einer der Matrosen. Über eine Bordleiter stiegen sie am Heck ins Wasser, und ich vermutete, daß sie sich an dem Verbindungsseil zum Wrack hangeln würden.

„Wenn sie sprengen, können sie unter Umständen schnell in die PATRONIA eindringen,“ gab Phil zu bedenken.

„Ich glaube nicht, daß sie das tun,“ sagte ich. „Es ist immer gefährlich, unter Wasser an einem alten Wrack herumzusprengen und durchaus möglich, daß der Kahn ineinanderfällt und Trümmerberge den Weg zum Tresor versperren. Ich glaube, Flybert wird sich das bei aller Ungeduld verkneifen.“

Es verging eine halbe Stunde. Plötzlich erschien eine Kiste an der Oberfläche, kurz darauf eine zweite.

„Siehst du, sie versuchen es durch den Laderaum und räumen die Ladung aus dem Weg. Dabei wollen wir sie morgen stören.“

Wir rührten uns den ganzen Tag nicht vom Fleck. Creoly und der zweite Taucher kamen zur Mittagspause herauf, und später gingen zwei andere hinunter. Creoly blieb an Bord, und wenn ich richtig sah, soff er im Schatten der Kommandobrücke. Bei Einbruch der Dunkelheit stellten sie das Tauchen ein. Sie hatten höchstens ein Dutzend Kisten an die Oberfläche befördert; aber es konnte sein, daß sie manches andere auf den Meeresgrund geräumt hatten. Davon würde ich mich noch überzeugen.

Am anderen Morgen rechnete ich damit, daß sie zur gleichen Zeit zu tauchen beginnen würden, und richtete meinen Besuch beim Wrack so ein, daß ich kurz vor ihnen da war, um nicht zuviel Luft zu verlieren.

Als der graue Rumpf der PATRONIA vor mir auftauchte, ging ich tiefer und schwamm das Bombenloch an.

Ich hatte richtig vermutet. Eine Anzahl Säcke und Kisten lag auf dem Meeresgrund. Sie mußten schon einen beachtlichen Teil der Ladung ausgeräumt haben.

Ich schwamm zum Heck, kroch unter die Schraube und verhielt mich ruhig. Es bestand wenig Gefahr, daß ich gesehen wurde. Man sieht selbst im klaren Wasser nicht weiter als ein paar Yard. Vor allen Dingen kann man schlecht Gegenstände voneinander unterscheiden.

Ich wartete zehn Minuten und haushaltete streng mit meinem Luftvorrat. Schließlich sah ich zwei Gestalten, die sich in weiten Sprüngen dem Wrack näherten.

Sie trugen die Plexiglashauben. Auf diese Entfernung konnte ich ihre Gesichter nicht erkennen, aber ich sah an den Fingern, daß Creoly nicht darunter war. Das war nach meiner Meinung der einzige Mann, der auch unter Wasser gefährlich werden konnte.

Die Taucher zogen sorgfältig ihre Schläuche hinter sich her. Sie waren von diesen Stückchen roten Gummis abhängig. Und wenn man aus einer Tiefe von zwanzig Fuß auch ohne Gefahr auftauchen kann, sofern die Luftzufuhr ausfällt, so schienen sie doch Angst um ihren Sauerstoff zu haben.

Ich sah in aller Ruhe zu, wie sie im Schiffsbauch rumorten. Nach zehn Minuten erschienen sie wieder, hielten Stricke in den Händen und zogen eine große Kiste ins Freie.

Im Wasser sind viele Dinge möglich, die man an der Luft nicht bewerkstelligen kann. Durch die Auftriebskraft vermag ein Mann die dreifache Last dessen zu regieren, was er auf dem Erdboden schaffen würde. Das haben Sie sicherlich schon ausprobiert, wenn Sie Steine vom Grund eines Flusses oder eines Sees gehoben haben. Es macht keine Mühe, sie bis an die Oberfläche zu tragen; aber es wird schwierig, wenn Sie sie aus dem Wasser herausheben wollen.

Die beiden ließen die hochgezogene Kiste auf den Meeresboden fallen, nachdem sie sie aufgebrochen und sich überzeugt hatten, daß nichts Wertvolles darin war. Dann verschwanden sie wieder in dem Loch.

Meine Zeit war gekommen. Ich wand mich aus meinem Versteck heraus und schwamm zu der Öffnung in dem Schiffsleib. Einer hielt die Lampe, während der andere an einem Sackstapel zerrte.

Vorsichtig deponierte ich mein Preßluftgewehr auf der Bordwand und schwang mich durch das Loch. Es war nicht schwer, lautlos zu sein. Ich riß dem, der die Akkulampe hatte, die Beine nach hinten und trat ihm gleichzeitig ins Kreuz. Seine Haube rutschte ihm nach vorn, und die Luft blubberte aus.

Fast mit dem gleichen Griff hatte ich die Lampe erfaßt und ausgeschaltet. Es war dunkel im Laderaum. Ich wand mich, die Lampe in der Hand, auf die Bordwand, griff mein Preßluftschießseisen und verdrückte mich, dicht über dem Boden schwimmend.

Aus dem Innern des Wracks schoß eine Gestalt senkrecht nach oben. Es war der Bursche, den ich umgerissen hatte. Für ihn wurde es höchste Zeit! Wahrscheinlich war er ohnedies vor Schreck halb gelähmt. Ihm folgte der zweite. Er hatte den Helm zwar auf dem Schädel, aber er strampelte sich ab und zuckte an allen Gliedern. Ich lachte lautlos und konnte mir vorstellen, daß sie Räuberpistolen erzählen würden über das, was ihnen unter Wasser zugestoßen sei. Seeleute sind abergläubisch, und ich rechnete damit, daß meine Opfer an das Eingreifen der toten Männer der PATRONIA glauben würden, die den Schatz hüteten.

Ich schwamm, bis ich den Rumpf der FLYER über mir hatte, stieg hoch, drehte mich auf den Rücken, bewegte mich bis zum Heck und steckte unmittelbar unter dem Heck den Kopf aus dem Wasser. Das war ein fast hundertprozentig sicheres Versteck, denn da die Schiffswand in einem Winkel von über dreißig Grad über mir hing, konnte ich von Bord aus nicht gesehen werden.

Mein Körper freilich hing zwischen den Schrauben, und wenn sie oben an Bord auf die Idee kamen, die Maschine anzuwerfen, war ich verloren. Ich nahm den Preßluftschlauch aus dem Mund und schob die Brille hoch. Der Mann ohne Tauchhaube schwamm gar nicht weit von mir auf dem Wasser, regungslos. Der andere hatte sich ebenfalls den Helm abgerissen und kraulte laut schreiend dem Schiff zu.

Über mir patschte es. Ich sah zwei, drei Gestalten ins Wasser schießen. Creoly war darunter, und ich zog es vor, wieder unter die Oberfläche zu verschwinden. Offenbar bargen sie den Ohnmächtigen. Es herrschte einige Bewegung im Meer; dann wurde es ruhig, und ich konnte auf tauchen, um Luft zu sparen.

Über mir auf dem Schiff herrschte Bewegung. Creoly brüllte wie ein Stier. Ich grinste und wartete.

Es dauerte zwei Stunden, dann hangelten sich an dem Seil, das über meinen Kopf dahinlief, zwei Gestalten ins Wasser. Es waren beide Weiße. Der eine war Creoly. Sie waren wie ihre Vorgänger ausgerüstet. Ich ließ ihnen eine halbe Stunde, um unten heimisch zu werden, dann folgte ich.

Ich hatte noch für fünfundzwanzig Minuten Luft in meinen Flaschen und mußte mich beeilen. Creoly war der einzige der Besatzung, der unter Wasser etwas taugte. Ich durfte ihn nicht billig davonkommen lassen.

Ich gestehe offen: ich kam mir vor wie ein heimtückisches Unterwasservieh, ein Krake oder so. Aber die Bande war in hoffnungsloser Überzahl, so daß wir es auf einen fairen Kampf nicht ankommen lassen durften.

Der graue Schatten des Wracks tauchte vor mir auf. Ich wand mich zwischen den Aufbauten durch, stieg etwas und spähte über die Bordwand.

Creoly stand aufrecht neben dem Loch. Er hielt ein Messer in der Hand. Sein Kopf unter der Haube drehte sich ständig, und seinen Luftschlauch hatte er so gelegt, daß er ihn sehen konnte. Der zweite Schlauch führte ins Bombenloch. Offenbar arbeitete dort der zweite, während Creoly Wache hielt.

Es war nicht einfach, an ihn heranzukommen. Ich mußte um das Wrack herum, schob mich wie ein Aal in den schmalen Spalt zwischen dem Boden und dem Kiel des Schiffes entlang. Ich erreichte eine Stelle, an der Creolys Luftschlauch nur zwei Mannslängen von mir entfernt war. Wenn ich den Arm mit dem Preßluftgewehr ausstreckte, blieben höchstens zwei Yard. Ich tat es und rührte am Abzug.

Der Pfeil zischte in einer Blasenbahn durchs Wasser, traf den Schlauch und zerriß ihn. Sofort blubberte die Luft hoch, die Creoly notwendig zum Atmen brauchte.

Ich schoß aus meinem Versteck. Creoly war ein erfahrener Taucher. Als er merkte, daß ihm die Luft wegblieb, hatte er sich sofort den Helm abgerissen und war auf dem Wege nach oben. Ich schoß ihm nach, schlug mit den Flossen und erwischte ihn an den Füßen noch vor der Oberfläche. Er stieß wild um sich.

Ich zog ihn abwärts. Sehr plötzlich wurde er bewegungslos. Ich wußte, wenn ich ihn jetzt länger als drei Minuten hielt, wachte er nicht mehr aus. Deshalb ließ ich ihn los. Er trieb langsam zur Oberfläche.

Ich schwamm zum Wrack zurück. Der zweite Mann hatte nichts von den Vorgängen gemerkt. Er befand sich noch im Schiffsinneren. Ich schwamm einfach hinein, nahm ihm den Helm ab, faßte ihn am Haar und riß ihn nach oben. Stram-

pelnd und zappelnd entschwebte er. Ich zerstörte beide Tauchhelme, indem ich sie mit dem zurückgelassenen Werkzeug ineinanderhieb.

Jetzt wurde es für mich Zeit, ins Freie zu kommen. Zwar zischte die Luft noch regelmäßig aus der Flasche, aber der Vorrat konnte nur noch für Minuten reichen. Ich schwamm Richtung auf die Küste und hatte die Klippenabbrüche noch nicht erreicht, als das Zischen aufhörte. Ich mußte hoch. Den Rest der Strecke schaffte ich, indem ich immer wieder auftauchte, Luft schnappte, und dann weiter schwamm.

Phil lag auf der Klippe, als ich mich erschöpft neben ihn warf.

„Das war ein voller Erfolg.“ Er lachte. „Sie sind zum zweitenmal so aufgeregt wie ein Ameisenhaufen, in den ein Spazierstock fährt. Hast du Creoly getötet?“

„Natürlich nicht! Ich wollte ihn nur unschädlich machen.“

„Es sieht so aus, als habe es ihn erwischt. Sie kneten immer noch an ihm herum.“

„Ich mußte ihn ausschalten, denn solange er ausfällt, wird Flybert seine Leute nicht unter Wasser treiben können.“

Wir beobachteten unterdessen das Deck der FLYER weiter. Schließlich schienen die Wiederbelebungsversuche bei Creoly Erfolg zu haben. Wir sahen, wie sie ihn aufhoben und in die Kabine trugen.

Neue Tauchversuche wurden nicht mehr unternommen. Flybert erschien später und rannte stundenlang auf und ab. Man konnte sein Zähneknirschen fast bis zu uns hinauf hören.

Am nächsten Morgen gab es eine große Szene auf der ›Flyer‹. Die Mannschaft war angetreten, und Flybert brüllte mit ihr herum. Bread, der dicke Kapitän, schüttelte die Fäuste und ohrfeigte einen Mann. Der Seewind trug verwehte Fetzen des Geschreis zu uns, und wenn auch nichts zu verstehen war, so blieb doch deutlich, daß die Mannschaft sich weigerte, weiter nach Diamanten zu tauchen.

Phil zappelte mit den Beinen und kniff mich in den Arm.

„Oh, Mensch,“ freute er sich, „fehlt nur noch, daß sie meutern.“

Dazu kam es freilich nicht. Aber aus dem Tauchen wurde an diesem Tage nichts. Die Leute weigerten sich und waren durch nichts zu bewegen. Wir konnten uns auf unserem Beobachtungsposten in der Sonne aalen. Das Deck der FLYER lag wie ausgestorben, nachdem Flybert sich ohne Erfolg zurückgezogen hatte. Jetzt waren es nur noch sieben Tage bis zur Ankunft des Postdampfers.

So erfolgreich dieser Tag für uns war, so bitter war der nächste. Am Morgen erschien Creoly wieder an Deck. Er ließ die Leute antreten, sprach zu ihnen, und wir sahen, wie drei Männer vortraten. Da er selbst mit hinunterging, fand er Freiwillige. Vorher wurden zwei Ruderboote zu Wasser gelassen, jedes mit zwei Männern, von denen der eine ruderte, während der andere durch einen Guckkasten den Meeresgrund beobachtete. Dieser Mann hatte ein Gewehr neben sich. Die beiden Boote patrouillierten zwischen der FLYER und der Küste.

Phil und ich blickten uns an. Wir wußten, was wir dachten, jetzt war es gefährlich, wenn nicht gar unmöglich, an das Wrack zu kommen, um die Arbeit zu stören.

„Ich denke, wir lassen sie bis zur Mittagspause in Ruhe,“ sagte ich. „Dann wird ihre Wachsamkeit eingeschlafen sein, und ich kann es wieder versuchen. Ich werde einen Bogen schlagen müssen und muß mich von der Seeseite her dem Wrack nähern. Ich nehme zwei Preßluftflaschen mit.“

Wir beobachteten den Fortgang der Arbeiten. Kurz nach Mittag kamen die beiden Taucher herauf, und auch die Boote legten neben der FLYER an. Um drei Uhr stießen sie wieder vom Schiff ab. Die Tauchhelme wurden zwei anderen Leuten über die Köpfe gestülpt. Creoly ging nicht mit hinunter.

Ich wartete, bis die Arbeiten in vollem Gange waren; dann kletterte ich die Klippen abwärts, stieg ins Wasser und schwamm ins offene Meer.

Die Orientierung im Wasser war schwierig. Man neigt dazu, im Kreis zu schwimmen, wenn man keinen Anhaltspunkt hat. Zunächst wußte ich, daß ich auf dem richtigen Wege war, als der Boden immer tiefer nach unten wich; aber als schließlich nur noch Schwärze unter mir lag, mußte ich von Zeit zu Zeit nach oben, um die Richtung beizubehalten.

Die FLYER lag schräg hinter mir, und nun konnte ich es endlich wagen, von der Seeseite auf sie zuzuschwimmen.

Es erhöhte die Schwierigkeit, daß ich seltener auftauchen durfte, je näher ich dem Schiff kam. Und prompt verfehlte ich das Wrack. Ich mußte auftauchen und stellte fest, daß ich parallel über die PATRONIA hinausgeschwommen war. Gleichzeitig ging die erste Luftflasche zu Ende. Ich nahm noch einen Atemzug voll, löste sie und schloß den Schlauch an die Reserve an; dann kehrte ich um.

Dieses Mal klappte es. Die PATRONIA tauchte unter mir auf. Im selben Augenblick sah ich die Luftperlenschlange, die aus ihrem Innern stieg.

Ich mußte mit meiner Luft sparen, also machte ich kurzen Prozeß. Die Luftschläuche lagen passend vor mir. Zwei schnelle Hiebe mit dem Fischmesser. Zischend sprudelte die Luft aus den Schnittstellen.

Irgendwie schienen die Taucher mit solch einem Ereignis gerechnet zu haben, denn sie schossen so prompt aus dem Inneren des Schiffes, als hätten sie Rettung im Notfall geübt. Während sie nach oben zappelten, konnte ich erkennen, daß sie die Helme abgeworfen hatten. Ich tauchte. Vielleicht waren es die letzten Tauchhauben, die sie auf der FLYER besaßen, und wenn ich sie zerstörte, war vielleicht mit der Taucherei Schluß.

Die Schatzsucher hatten eine brennende Akkulampe zurückgelassen. Ich fand die Helme und zerschlug sie; dann machte ich mich auf den Heimweg, schräg von dem Wrack fort, direkt der Küste zu.

Meinen Fehler erkannte ich, als ein dunkler Schatten über mich hinwegglitt: das Boot. Flybert oder Creoly mußten sofort, als ihre Männer wieder angegriffen wurden, eines der Patrouillenboote über das Wrack beordert haben.

Schon hoffte ich, sie hätten mich nicht bemerkt; da verhielt der Schatten und drehte sich im Kreis. Ich warf mich auf den Rücken, erkannte den Kielumriß und neben dem Bug das Viereck des Guckkastens. Ich schwamm nach rechts. Eine dröhnende Detonation zerschlug mir fast das Trommelfell. Irgend etwas zischte drei Fuß an mir vorbei und ließ eine Sandwolke auf dem Meeresgrund entstehen.

Ich warf mich herum, ging auf den Grund und strebte mit allen Kräften dem Ufer zu.

Die zweite Detonation dröhnte. Wieder fuhr die Kugel ziemlich weit an mir vorbei. Es ist schwierig, im Wasser richtig zu zielen; denn die Lichtstrahlbrechung ist anders als in der Luft.

Ich schwamm weiter, aber für das Boot war es mühelos, mir zu folgen. Die dritte Kugel ging ziemlich nahe an meiner Nase vorbei. Gleichzeitig tauchte ein weiterer Schatten über mir auf. Das zweite Boot hatte mich gefunden!

Die Lage war scheußlich. Wenn sie weiter schossen, würden sie wohl mit einer Kugel Glück haben. Und selbst wenn ich die Küste erreichte, war ich ja kein Fisch, der sich in einer Spalte verkriechen konnte. Nun, da sie mich auf einmal gesichtet hatten, würden sie an den Blasen erkennen, wo ich mich befand, und konnten abwarten, bis mir die Luft ausging und ich auftauchen mußte. Es half mir nichts, ich mußte sie angreifen!

Ich besaß noch das Preßluftgewehr, stoppte, drehte mich auf den Rücken und hockte mich auf den Grund. Ich wartete auf den nächsten Schuß. Als er kam, riß ich das Preßluftgewehr hoch und drückte ab. Der Pfeil zischte in weißer Bahn schräg nach oben aus dem Wasser und nahe am Boot vorbei in die Luft.

Ich hatte kaum damit gerechnet, etwas zu treffen, sondern wollte, daß der Beobachter in unwillkürlicher Schreckbewegung zurückfuhr. Sofort ließ ich das Gewehr fallen, stieß mich vom Boden ab und jagte aufwärts. Ich durchbrach die Wasseroberfläche, packte den Bootsrand, warf den Oberkörper hoch, so daß ich einen Halt hatte und griff zu. Ich erwischte die Jacke des Beobachters, krallte mich fest und warf mich zurück.

Der Mann, der keinen festen Stand gehabt haben mochte, schrie wie am Spieß und stürzte kopfüber mit mir ins Wasser. Ich schlug unter Wasser zu. Das Gewehr entglitt seinen Händen. Ich ließ ihn los. Er zappelte nach oben, und Boot Nummer eins war damit für mich ungefährlich geworden.

Das hatte keine dreißig Sekunden gedauert. Ich war stolz auf mich. Vielleicht haben Sie den einen oder anderen Film mit dem sagenhaften Ungeheuer aus der schwarzen Lagune gesehen, das die Menschen selbst von Luxusdampfern ins Wasser zieht, besonders hübsche, blonde Mädchen, obwohl es eigentlich ein Wesen mit Fischblut ist, dessen Interesse für Blondinen nicht so ohne weiteres erklärt werden kann. Nun, für die achtunddreißigste Fortsetzung dieses Filmstreifens wollte ich mich melden.

Jedenfalls war ich ein Boot los. Aber ich konnte den Trick nicht wiederholen. Ich wußte nicht, ob vom zweiten Boot aus auf mich geschossen worden war, während ich die Kumpane unschädlich machte; jedenfalls feuerten sie jetzt auf mich. Boot eins schwamm immer noch über mir.

Ich tauchte hoch und ging darunter in Deckung, aber sie mußten von Boot zwei gesehen haben, wohin ich geschwommen war. Wahrscheinlich schrien sie dem Ruderer zu, denn er begann mit einem Riemen nach mir zu stochern. Ich ließ ihn gewähren, packte in einem günstigen Augenblick zu und riß ihm den Riemen aus der Hand. Das Boot über mir schaukelte gewaltig, und der Mann darin gab Ruhe. Wahrscheinlich lag er auf dem Gesicht und weinte.

Gut, solange ich in Deckung blieb, war ich für Schüsse unerreichbar, aber ich konnte unmöglich das schwere Boot zur Küste dirigieren. Außerdem hatte ich noch für höchstens zehn Minuten Luft. Ich stieß ab und schwamm wieder. Zwei Sekunden später dröhnte die erste Detonation. Sie feuerten wieder auf mich. Ich

schwamm weiter, immer den Bootsschatten schräg über mir. Es konnte nur Minuten dauern, dann mußten sie mich erwischen.

Reichlich verzweifelt warf ich mich auf den Rücken. Ein neuer Schuß krachte und rollte wie eine Unterwasserexplosion. Gleich darauf aber begann das Boot wild zu schaukeln. Ein Mann klatschte ins Wasser, blieb an der Oberfläche, zapelte an Armen und Beinen. Ein Gewehr trudelte an mir vorbei zum Grund, kurz darauf purzelte ein zweiter Mann in das nasse Element, und Sekunden später schlug das ganze Boot um.

Etwas schwamm auf mich zu. Ich erkannte den blonden Haarschopf über der Tauchbrille: Phil. Er hatte gesehen, wie sie mich jagten, und war zu Hilfe gekommen. Er verzog sein Gesicht zu einem Lachen, winkte mit der Hand in Richtung der Küste. Ich nickte. Er schwamm voraus.

Ich kam nicht mehr ganz mit dem Tempo mit, das er vorlegte. Ich war jetzt fast zwei Stunden unter Wasser und ziemlich erledigt. Der schnelle Schlag der Flossen verstrudelte vor mir und geriet mir aus dem Blickfeld. Immerhin, ich schwamm und hoffte, es gleich geschafft zu haben.

Vielleicht, weil ich mit keiner Gefahr mehr rechnete, wurde ich von dem neuen Angriff so überrascht. Ich spürte ihn erst, als mir die Tauchbrille heruntergerissen wurde. Das Salzwasser schoß mir beißend und schmerzend in die Augen und machte mich blind. Das nächste war ein Brennen am linken Arm, als führe jemand mit einer glühenden Zigarette daran entlang. Ich riß das Fischmesser heraus und schlug damit, blind, wie ich für den Augenblick war, um mich. Der Mann, der mich angegriffen hatte, war geschickt. Er war sofort wieder zurückgewichen. Ich traf ihn nicht.

Ich riß das Mundstück des Atemgeräts heraus, öffnete den Karabinerhaken, schüttelte das Gerät ab. Ohne Brille war ich mit oder ohne Atemgerät in einem Unterwasserkampf hoffnungslos unterlegen. Ich mußte hinauf.

Mein Kopf durchstieß die Oberfläche. Ich riß die schmerzenden Augen auf. Durch den Tränenschleier sah ich die Küste ziemlich nah vor mir. Ich streckte mich und kraulte aus allen Kräften. Die Tränen trieben das Salzwasser aus den Augen, und ich konnte besser sehen.

Die Quittung erhielt ich prompt. Es krachte von der FLYER her, und vor meiner Nase stiegen kleine Wasserfontänen hoch. Ich holte Luft, schloß die Augen, tauchte und schwamm unter Wasser weiter, solange ich es aushielt. Dann kam ich wieder hoch, aber mit mir, zwei Armlängen von mir entfernt, tauchte ein zweiter Mann auf. Creoly! Er trug eine Tauchbrille, aber kein Atemgerät. Er mußte, als wir uns mit den Booten herumschlugen, einfach über Bord gesprungen sein. Er hatte meine Brille abgerissen und mir die Schramme am Oberarm versetzt.

Jetzt warf er die Arme hoch, schnellte aus dem Wasser und schleuderte sich nach vorn. Ich sah das große Haimesser in seiner Faust.

Ich rollte mich auf den Rücken und riß die Beine aus dem Wasser. Ich traf ihn ins Gesicht, aber es tat ihm nicht sonderlich weh. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir das Haimesser in den Oberschenkel.

Ich vollendete die Rückwärtsbewegung in einer Rolle nach unten, kam in seinem Rücken wieder hoch, drehte mich in der Hüfte und warf mich mit einer wilden Anstrengung über ihn, die Arme weit vorgeschleudert.

Er war bereits dabei, nach unten wegzutauchen. Ich streifte nur noch seine Unterschenkel, packte mit der einen Hand zu und hielt fest. Er drehte sich, um zu stechen zu können, aber ich drehte mich mit.

Zwei heftige Stöße mit den Beinen brachten mich höher. Er drehte sich wieder, aber ich blieb ihm im Nacken wie ein Polyp, der sich festgesaugt hat.

Er mußte hoch, um Luft zu schnappen. Wir tauchten gleichzeitig auf, aber ich schoß mit erhobener Linken aus dem Wasser. Meine Faust zertrümmerte ihm die Brille. Er schrie auf.

Ich schlang meinen Unterarm um seinen Hals, und dann, die eigenen Lungen wieder voll Luft, zog ich ihn hinab. Ich ließ mein Messer fallen, packte seinen Arm und drehte ihn langsam nach hinten. Er stieß den Rest Luft, den er noch in den Lungen hatte, in einem langen Ächzen aus, schlug im Atemkrampf wild um sich und wurde plötzlich schlaff und bewegungslos.

Ich faßte ihn unter den Armen und trug ihn mit nach oben, ich mochte ihn nicht mehr loslassen, denn wahrscheinlich ertrank er, bevor seine Leute bei ihm waren. Außerdem schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Flybert ohne ihn wahrscheinlich ziemlich hilflos war.

Als ich an der Oberfläche war, hielt ich seinen Kopf hoch und schwamm nur mit den Beinen. Ich konnte die FLYER sehen. Die Mannschaft stand an der Reling. Sie hatten ein weiteres Boot zu Wasser gelassen, in dem Flybert aufrecht stand, das Gewehr an der Wange; aber jetzt konnte er nicht mehr schießen. Kein Kunstschütze hätte bei der immer etwas bewegten See mit Sicherheit Voraussagen können, ob er meinen oder Creolys Kopf treffen würde.

Phil hatte gemerkt, daß etwas los war. Er tauchte auf und half mir; dann waren wir auch schon zwischen den Klippenbrüchen und damit der Sicht der Leute von der FLYER entzogen.

Gemeinsam schleiften wir Creoly ins Trockene.

„Ist ihm etwas passiert?“ fragte Phil.

„Ich hoffe nicht. Hilf mir, ihn nach oben zu tragen!“

Phil bemerkte die Wunde an meinen Oberschenkel, die heftig blutete, lud sich den Taucher selber auf die Schulter und stapfte die Klippen hinauf. Ich drückte probeweise ein wenig an meinem Bein. Es tat zwar weh, aber ich konnte es bewegen. Ernsthaftes schien ich nicht abbekommen zu haben. Die Wunde am Arm war ohnedies nur eine Schramme.

Ich folgte Phil nach oben. Er hatte den Taucher ausgestreckt und pumpte an ihm herum. Ich untersuchte Creolys Augen. Sie waren okay. Er hatte nur ein paar Splitter von der Brille in den Lidern, die ich ihm sorgfältig herauspflückte.

Phil beugte und streckte die Arme des Mannes, um ihn wieder zum Atmen zu veranlassen. Er warf einen Blick auf mein Bein und fragte: „Wie geht's dir?“

„Alles in Ordnung. Nur Schrammen und eine Fleischwunde. Wenn Rago kommt, kann er mir Verbandszeug besorgen.“

Creoly rührte sich, tat mehrere seufzende Atemzüge, erbrach eine Menge Seewasser und wurde wieder ohnmächtig-Phil pumpte seelenruhig weiter.

„War 'ne ziemlich verlustreiche Schlacht für uns,“ meinte er dabei. „Deine Luftflaschen dürften leer sein, und die, die ich benutzt habe, ist auch hinüber. Bleibt nur noch eine, die intakt ist, und ein Anbruch.“

„Ich glaube, es hat sich dennoch gelohnt,“ antwortete ich. „Wir haben Creoly. Er ist der einzige von der Bande, der etwas von der Unterwasserarbeit versteht. Flybert wird auf ihn nicht verzichten können. Er muß ihn holen.“

„Findest du, daß das ein Vorteil ist? Sie haben alle Waffen, die sie brauchen, und wir haben nur ein Messer und ein Preßluftgewehr.“

Ich kramte in der Zigarettenschachtel, in der ich noch eine halbe Zigarette fand.

„Ich nehme nicht an, daß Flybert auf mich zu schießen wagt, wenn ich Creoly in den Händen habe,“ sagte ich und sog den Rauch des ersten Zuges tief ein. „Wenn er mit uns verhandeln will, dann können wir es so lange hinziehen, bis der Postdampfer kommt. Wir haben nur noch fünf Tage.“

Es raschelte im Gebüsch. Phil sprang auf, während ich mich zu Creoly hinüberrollte.

Es war Rago. Er war, wie er uns atemlos berichtete, mit seinem Vater an der Westküste zum Fischen gewesen. Sie hatten die Schüsse gehört, und er hatte darauf gedrungen, daß er an Land schwimmen durfte. Der Dauerlauf durchs Innere der Insel hatte ihn reichlich ausgelaugt.

Mit kundigen Fingern untersuchte er meine Wunde, verschwand im Busch, kehrte mit einem Bündel Kräuter zurück, die er zu einem Kissen preßte und auflegte. Es brannte ein wenig, als wäre Jod hineingeträufelt worden. Ich wußte, daß die Eingeborenen einiges von der Wundbehandlung verstanden, und ließ ihn gewähren, obwohl mir ein ordentlicher Arzt lieber gewesen wäre.

Unterdessen war Creoly zu sich gekommen. Er brauchte eine Viertelstunde, bis er kapierte, was mit ihm geschehen war. Dann war er so erschüttert, daß er nicht einmal fluchte, sondern sich nur stumm aufs Gesicht drehte. Wir fanden noch Reste vom Nylonseil bei unseren Sachen, schnürten ihm Hände und Füße zusammen und legten ihn in den Schatten. Er sprach kein Wort. Wahrscheinlich war ihm von dem geschluckten Seewasser noch schlecht.

Rago lief ins Dorf zurück, um Essen für uns zu besorgen. Wir bezogen wieder unseren Beobachtungsposten und sahen uns die Ereignisse auf der FLYER an. Wir rechneten damit, daß sie versuchen würden, uns in den Klippen aufzustöbern. Aber sie schienen zunächst völlig geschlagen zu sein. Ein Boot ruderte vor der Küste herum und sammelte die beiden Boote ein, die die Patrouillenfahrten ausgeführt hatten.

Flybert selbst konnten wir in tiefem Brüten unter einem Sonnensegel sitzen sehen, und der Kapitän Bread ließ seine schlechte Laune an seinen Leuten aus.

An diesem Bild änderte sich nichts bis zum Sonnenuntergang. Inzwischen war Rago zurückgekehrt, leistete uns Gesellschaft, während wir uns stärkten, und erzählte, daß die Geschichte von der Unter- und Überwasserschlacht bereits auf der Insel bekannt sei und selbst Single-Pag sich ernsthaft Gedanken mache, ob er nicht doch aufs falsche Pferd gesetzt habe.

Als es dunkel wurde, haute ich mich in die Hängematte. Wir hatten beschlossen, daß einer von uns Wache halten sollte, solange er konnte; dann sollte er sich von dem anderen ablösen lassen.

Ich mochte vielleicht vier Stunden geschlafen haben, als Phil mich weckte.

„Irgend etwas tut sich. Ich glaube, sie bemannen die Barkasse,“ berichtete er.

Wir gingen zum Klippenrand. Die sternhelle Nacht zeigte uns zur Genüge, daß Bewegung auf der FLYER war. Schließlich brummte ein Motor auf. Wir sahen, wie

der schmale Schatten der Barkasse sich von der Flanke der FLYER löste. Die weiße Bugwelle des Bootes beschrieb einen weiten Bogen auf dem dunklen Meer.

„Jetzt kommen sie.“ Phil flüsterte unwillkürlich. Aber die Barkasse drehte ab, um das Kap in Richtung auf den Hafen zu, und verschwand hinter der vorspringenden Klippenzunge.

„Keine Gefahr,“ sagte ich und stand auf. „Flybert fährt zum Hafen oder zu Panhacker, um seinen Kummer zu ersäufen. Vielleicht auch zu Single-Pag, um sich mit ihm zu beraten, wo er uns finden kann.“

Phil behauptete, noch nicht müde zu sein, und so legte ich mich wieder in die Hängematte, nachdem ich vorher nach unserem Gefangenen gesehen hatte. Creoly hatte noch kein Wort geäußert, und ich spürte auch nicht viel Lust, freundliche Worte mit einem Mann zu wechseln, der mit einem Messer auf mich losgegangen war.

Der Freund weckte mich erst lange nach Mitternacht. Ich bezog den Ausguckposten auf der Klippenspitze und träumte unter anderem davon, wie es wohl sein werde, wenn ich wieder im Besitze eines vollen Päckchens Zigaretten sei.

Einmal glaubte ich ganz entfernt Lärm in meinem Rücken, also im Inneren der Insel, zu hören; aber der Wind wehte wie fast immer von der See her, und die Geräusche waren so verweht und gering, daß es auch eine Sinnestäuschung sein konnte.

Kurz vor Morgengrauen kam die Barkasse zurück. Ich wartete, ob sie etwas unternehmen würden, bevor ich Phil weckte; aber das Motorboot legte sich an die Flanke der FLYER. Ich hörte noch Fußgetrappel auf den Decksplanken, Rufen und halblautes Fluchen. Dann wurde es auch an Deck der FLYER still.

Die Sonne fand mich eingeschlafen, lang auf die Klippen gestreckt, ein Vergehen, das bei den Soldaten nicht unter drei Tagen verschärften Arrests und bei den Wildwest-Leuten zur Zeit von Amerikas Besiedelung nicht selten mit einer von Indianern durchschnittenen Kehle bestraft wurde. Na, ich war noch lebendig!

Ich weckte Phil. Creoly hatte die Augen auf. Er wünschte uns zwar keinen guten Morgen, bat aber um Wasser. Ich tränkte ihn aus dem Ziegenlederbeutel, den Rago uns gebracht hatte.

Auf der FLYER wurde es lebendig. Bread erschien, räkelt sich und rieb sich den Stoppelbart. Dann kam Flybert mit seinem Panamahut. Er gab ein paar Befehle, wie es schien, denn vier Matrosen mit Gewehren sprangen in die Barkasse. Kurz darauf erschienen zwei weitere Matrosen an Deck, die ein kleines, braunes, zusammengeschnürtes Bündel trugen.

Ich bemühte mich, schärfer zu sehen. Dann brüllte ich: „Phil!“ Er war mit zwei Sprüngen bei mir.

„Da, sieh!“ sagte ich und strengte mich an, meine Stimme in der Gewalt zu behalten. „Sie haben sich Rago geholt!“

Er schwieg zunächst. „Was soll das?“ fragte er. Aber ich hörte schon an dem Tonfall, daß er schon eine Ahnung hatte, was nun folgen würde. Phil und ich sind alte Gangsterjäger, und doch erleben wir es immer wieder, daß wir fassungslos vor der Brutalität eines Verbrechers stehen, die wir einfach nicht für möglich gehalten hätten. Auch Flybert war ein Verbrecher, trotz seiner Yacht und dem Gehabe eines

Gentleman. Und wie ein echter Gangster scheute er vor nichts zurück, um sein Ziel zu erreichen, nicht einmal vor dem Leben eines Kindes.

Sie gingen grob mit dem Eingeborenenjungen um. Zusammengeschnürt wie er war, warfen sie ihn in die Barkasse. Flybert und Bread sprangen hinterher; dann legte das Boot ab und steuerte die Küste an. Wir sahen sie näher kommen, und schließlich glitt die Barkasse unmittelbar unter uns vorbei.

Sie stoppten die Maschine. Flybert richtete sich auf. Er hatte ein Sprachrohr bei sich, setzte es an den Mund und rief: „Hallo, G-men! Wir wissen, daß ihr dort steckt. Wir haben für euch Besuch mitgebracht!“

Es hatte keinen Zweck, nicht auf seine Forderungen einzugehen. Ich richtete mich auf, trat an den Rand der Klippe, legte die Hände an den Mund und brüllte hinunter: „Hallo, du Schwein, ich sehe, du bist noch viel dreckiger, als ich angenommen hatte!“

Sie waren nahe genug, daß ich sehen konnte, wie er krebsrot im Gesicht wurde. Aber er bezwang sich, so gut er es vermochte.

„Mit dir rechne ich bei passender Gelegenheit ab!“ schrie er hinauf. „Jetzt habe ich ein anderes Geschäft mit dir vor. Gib Creoly heraus!“

Ich antwortete nicht.

„Du siehst, wir haben deinen kleinen braunen Freund kassiert!“ rief er weiter. „Ich garantiere, wir machen Fischfutter aus ihm, wenn du Creoly nicht herausrückst!“

„Ich glaube, damit hast du dir trotz deiner Dollarscheine die Sympathien der Insel-Bewohner verscherzt, Flybert!“ rief ich hinunter. „Das war leichtsinnig.“

„Ich spucke darauf!“ brüllte er. „Dem idiotischen Single-Pag habe ich seinen Revolver abgenommen. Ich bin der Herr der Insel.“ Er lachte häßlich. „John der Erste, König von Panafarut, und ich werde diesen kleinen Verräter zum Tode verurteilen, wenn du nicht parierst, G-man.“

Ich antwortete nicht gleich. Flybert setzte das Sprachrohr ab und gab einen Befehl, den ich nicht verstand. Einer der Matrosen zerrte den gefesselten Rago hoch. Der Kerl hatte eine neunschwänzige Katze in der Hand und schlug, ehe ich rufen konnte, auf den Jungen ein.

Mir schoß das Blut in die Stirn. Ich platzte schier vor Zorn über meine Ohnmacht.

„Stopp!“ brüllte ich hinunter. „In Ordnung, du kannst deinen Creoly haben. Aber wenn du den Jungen noch einmal schlagen läßt, werfe ich deinen Gangster über den Klippenrand und komme selbst nach, um dir den Hals umzudrehen!“

Ihn schien schon die Vorstellung zu erschrecken. Er riß dem Matrosen die Peitsche aus der Hand.

„Warte!“ rief ich. „Ich komme.“

Ich ging zu Creoly, schnitt ihm die Fußfessel durch, packte ihn unter den Armen und half ihm hoch. Er mußte vor mir her abwärts zu den Klippenabbrüchen klettern. Es war nicht leicht für ihn mit den Händen auf dem Rücken, aber ich empfand kein besonderes Mitleid.

Wir wateten ins Wasser. Dann mußten wir zwischen den Abbrüchen hindurchschwimmen. Ich hatte die einzige Waffe mitgenommen, die wir außer den Messern besaßen: das Preßluftgewehr, im Vergleich zu Flyberts Gewehren ein Kinderspielzeug.

Wir schwammen um eine weitere Klippe, dann lag die Barkasse in einer Entfernung von weniger als hundert Yard vor uns. Sie hatten uns noch nicht bemerkt, sondern starrten weiter zur Klippenkuppe hinauf. Als ich sie anrief, fuhr die ganze Bande zusammen. Einen Augenblick lang glaubte ich, sie würden in ihrer Panik anfangen zu schießen.

„Los, schickt den Jungen her!“ rief ich.

„Wo ist Creoly?“ schrie Flybert zurück.

Der Taucher, der mir mit seinen gebundenen Händen nicht so schnell hatte folgen können, erschien eben neben mir auf der Bildfläche.

„Okay,“ knurrte Flybert zufrieden. „Laß ihn schwimmen.“

„Erst den Jungen!“

Ich sah Flybert häßlich grinsen. „Fifty-Fifty!“ rief er.

Ich erklärte mich einverstanden. Während ich mir Creoly vorknöpfte, ihm die Fessel durchschnitt und ihm sagte, er möge sich zum Teufel scheren, hatten sie drüben auf der Barkasse auch Rago von seiner Fesselung befreit und ihn kurzerhand über Bord geworfen. Er schwamm eifrig auf mich zu. Creoly und er begegneten sich auf halber Strecke in einem Abstand von ein paar Yard. In diesem Augenblick ließ Flybert das Sprachrohr fallen, nahm einem der Matrosen das Gewehr aus der Hand und legte auf den Jungen an.

„Kopf runter!“ schrie ich. Rago verstand instinktsicher und tauchte weg wie ein Delphin. Flybert korrigierte wütend seine Zielrichtung, drückte ab, und seine Kugel schrammte einen hellen Streifen auf den schwarzen Klippenfels. Ich mußte ebenfalls unter die Oberfläche, schwamm drei, vier Stöße, tauchte aber sofort wieder auf, um diesen Gangster von Rago abzulenken. Er antwortete mit zwei Kugeln, und ich hatte einiges Glück, daß ich sie mir nicht einfiel.

Ich sah Ragos Kopf kurz vor den Abbrüchen aufzucken und sofort wieder verschwinden und wußte, daß er in wenigen Sekunden in Sicherheit sein würde. Bei Flyberts viertem Schuß schwamm ich bereits unter Wasser auf die Klippe zu und tauchte erst im Schutze ihrer Deckung, ziemlich gleichzeitig mit Rago, wieder auf. Der Boy zitterte an allen Gliedern, und sein sonst so unerschütterliches, fröhliches Grinsen war wie ausgelöscht.

Ich klatschte ihm die Hand auf die nackte, nasse Schulter, schwamm neben ihm. Wir hatten keine Eile. In die Abbrüche konnte uns die Barkasse ja nicht folgen.

Das letzte Stück mußte ich Rago tragen. Der Junge war völlig erschöpft. Phil kam uns auf halbem Wege entgegen.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß Flybert jetzt landen würde, um uns zu finden und zu erledigen; aber von der Klippenkuppe aus sahen wir, daß die Barkasse zur FLYER zurückgekehrt war. Eine halbe Stunde später ließen sich am Verbindungsseil zwei Männer in Tauchhauben ins Wasser. An Bord stand Creoly und beaufsichtigte die Arbeiten.

Phil und ich hockten auf der Klippe und sahen zu. Rago lag hinter uns, war eingeschlafen und atmete tief und regelmäßig.

Phil stieß mit dem Fuß nach dem Atemgerät. »Wir können nichts mehr verhindern«, sagte er traurig. „Alles in allem haben wir vielleicht noch für eine Stunde Luft. Das reicht nicht, um die Arbeiten noch einmal zu stören.“

„In ein paar Tagen kommt der Postdampfer,“ antwortete ich. „Ich glaube nicht, daß sie die Diamanten früher gefischt haben werden. Flybert hat seinen Raub noch nicht in Sicherheit.“

Bei Beginn der Dämmerung brachten wir Rago ins Dorf. Stumm und scheu scharten sich die Eingeborenen um uns. In der Hütte lag Ragos Vater mit einer schweren Schädelverletzung. Einer von Flyberts Leuten hatte ihn mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen, als er sich der Entführung des Jungen widersetzte.

Wir erfuhren, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen hatte: Flybert war unten am Hafen gewesen und hatte Single-Pag beauftragt, Rago zu holen. Der Polizist, der sich zwar gegen uns Landfremde hatte bestechen lassen, wich aus. Er wußte, wenn er gegen die Eingeborenen vorging, würden sie sich eines Tages, vielleicht Jahre später, an ihm rächen.

Flybert persönlich schlug ihn schließlich, als er sich immer noch weigerte, kurzerhand nieder, nahm ihm den Revolver ab. Er entwaffnete auch Horben, den Hafenkommandanten, und bedrohte jeden, der sich ihm entgegenstellen wollte, mit der Waffe. Er machte sich einfach zum Herrn von Panafarut. Dann brach er mit seinen Leuten in das Eingeborenendorf ein und holte Rago. Den Rest der Ereignisse kannten wir aus eigener Anschauung.

Wir unternahmen einen schwachen Versuch, die Eingeborenen zu aktiver Mitarbeit zu bewegen, gaben es aber rasch wieder auf, als wir sahen, daß sie sich vor den Gewehren der Flybert-Bande fürchteten. Schließlich, was hätten wir auch von einem offenen Angriff gegen die FLYER zu erwarten gehabt. Es stand außer Zweifel, daß Flybert sich nicht eine Sekunde lang gescheut hätte, rücksichtslos das Feuer zu eröffnen.

Wir kehrten noch in derselben Nacht auf unseren Beobachtungsposten zurück und blieben zwei weitere Tage auf der Klippe. Bittere Tage, an denen wir tatenlos Zuseher mußten, wie die Gangster eifrig an dem Wrack der PATRONIA arbeiteten.

Am Ende des zweiten Tages entstand Bewegung auf dem Schiffsdeck, und Jubel brandete auf. Der Taucher, diesmal war es Creoly selbst, kam nach oben. Alle Leute lachten. Flybert ließ eine Flasche Sekt bringen, öffnete sie, stieß mit Creoly und dem Kapitän Bread an.

„Tja,“ sagte Phil neben mir, „es sieht so aus, als hätten sie den Schatz gefunden.“

„Ich hoffe, sie haben nur den ersten Teil der Arbeit beendet,“ antwortete ich. „Wahrscheinlich sind sie bis zu dem Raum vorgedrungen, in dem die Tresore stehen. Mit ihrer großen Winde wäre es ihnen ein leichtes, die Tresore an Bord zu nehmen; aber sie können das Risiko nicht auf sich nehmen, ohne sie zu öffnen, denn es gibt keine Sicherheit dafür, daß sich die Diamanten tatsächlich in den Tresoren befinden.“

Wie blieben bis zur Dunkelheit an unserem Platz, und warteten geradezu ängstlich darauf, ob man auf der FLYER Vorbereitungen zum Auslaufen treffen würde. Nichts geschah, außer, daß Flybert offenbar Rum hatte verteilen lassen; denn wir hörten bis lange nach Mitternacht das immer betrunkenere Grölen der Matrosen.

Am frühen Morgen lagen wir wieder auf unserem Beobachtungsposten. Wieder wurde getaucht, und dann schwenkte auch die große Winde am Heck ihren Arm aus, und ihre Ketten rasselten ins Wasser.

„Es ist so, wie ich vermutete,“ sagte ich zu Phil. „Sie sind in den Tresorraum eingedrungen, brechen die Safes aus, holen sie herauf und werden sie an Bord öffnen.“

Den ersten Safe hatten sie bis Mittag oben, und diesmal gab es keine Pause. Das angerostete Stahlgehäuse wurde mit der Winde in ein Ruderboot dirigiert. Die Barkasse nahm das Boot, das unter der Last tief im Wasser lag, in Schlepp. Einige fünfzig Yard von der FLYER entfernt hantierte Creoly an dem Safe herum, sprang dann in die Barkasse hinüber, die sich sofort ein Stück entfernte.

Sekunden später rollte die Explosion übers Wasser. Im Boot zuckte die Stichflamme hoch und die Stahlstücke fetzten durch die Luft. Sie hatten die Tresortür gesprengt.

Die Barkasse kehrte sofort um und ging neben dem Boot längsseits. Creoly sprang hinüber, bückte sich, zerrte an der verbogenen Stahltür, hantierte mit einem Brecheisen. Dann richtete er sich plötzlich auf. Er hielt einen Beutel in der Hand, schwenkte ihn triumphierend, und wir sahen, wie er breit grinste. Auf der Barkasse und auf der FLYER brach ein Jubel sondergleichen aus, ein allgemeines Hurra-Gebrüll und Cheers auf Flybert, der es geschafft hatte.

Phil knabberte vor Zorn an seinen Fingerknöcheln, und ich hätte Creoly liebend gern den Beutel aus der Hand geschossen, wenn ich nur über ein Gewehr verfügt hätte. Dann aber sah ich, schon gar nicht mehr weit, die Silhouette eines kleinen Dampfers, der Panafarut ansteuerte.

Ich faßte Phils Arm. „Der Postdampfer!“ stieß ich zwischen den Zähnen hervor.

Wir brachen sofort auf, um quer über die Insel zum Hafen zu gelangen. Wir überlegten uns, daß es das beste sei, den Kapitän zu bewegen, sofort wieder auszulaufen. Wir durften mit Sicherheit annehmen, daß er Waffen an Bord hatte, und wenn er uns nur einen Revolver herausrückte, würde Flybert das unangenehm zu spüren bekommen.

Der Weg quer über die Insel zum Hafen dauerte fast zwei Stunden. Als wir aus dem Busch traten und die ersten Hütten vor uns sahen, konnten wir auch in die Hafengebucht blicken. Von dem Postdampfer war noch nichts zu sehen; aber Flyberts Barkasse schaukelte höhnisch am Steg, und fünf seiner Matrosen lungerten davor.

Phil und ich sahen uns nur an. Wir blieben am Rand des Busches, um die Ereignisse abzuwarten.

Eine halbe Stunde später erschien der Bug des Postdampfers in der Einfahrt. Die Barkasse löste sich vom Steg und machte dem größeren Schiff Platz, das in einem sicheren Bogen anlegte. Wieder stand die Mauer der Neugierigen, vorn Flybert und vier Leute. Wir konnten nicht erkennen, ob sie Waffen bei sich führten; aber das war eigentlich selbstverständlich.

Ich blickte sehnsüchtig zur Antenne am Funkmast des Dampfers. Wenn der Kapitän sich warnen ließ, und nur einen Funkspruch durchgab, bevor Flybert den Fuß an Bord des Schiffes setzen konnte, dann war alles gelaufen. Aber woher sollte der Kapitän vermuten, daß die Weißen dort in feindlicher Absicht standen? Wahrscheinlich freute er sich schon auf das Gespräch mit ihnen und einen guten Drink.

Wir kannten den Kapitän von unserer Hinfahrt. Er war ein alter holländischer Schipper, der seit vierzig Jahren in Ostasien herumkrebste und sich nicht mehr

von der Gegend trennen konnte, in der er in einer Sturmnacht Frau und Kind verloren hatte.

Der Dampfer—er trug übrigens den Namen WILHELMINA—hatte angelegt. Wir sahen, wie eine breite Gestalt behäbig von Bord wackelte: Kapitän Hockmanner persönlich. Flybert ging auf ihn zu. Der Kapitän streckte die Hand aus, aber Flybert nahm sie nicht. Wir konnten natürlich nicht hören, was er sagte, konnten auch nicht das Spiel der Mienen erkennen, sahen nur, wie Hockmanner langsam die Arme in die Höhe nahm.

Im Handumdrehen war die WILHELMINA von Flybert und seinen Leuten besetzt. Die Mannschaft, acht Leute, wurde in eine Ecke getrieben. Ein Matrose erschien mit einem Beil und hieb den Funkmast um. Zwei andere brachten einige Gewehre und trugen sie zur Barkasse.

Flybert stand immer noch bei dem Kapitän und sprach auf ihn ein. Hockmanner antwortete offenbar nicht.

Der Überfall dauerte keine Stunde; dann rasselte der Anker der WILHELMINA herunter, und Flybert bestieg die Barkasse, deren Motor aufbrummte. Sie verschwand durch die Einfahrt. Wenn wir richtig beobachtet hatten, waren zwei Mann als Wache zurückgeblieben.

Phil und ich zogen uns ein Stück in den Busch zurück.

„Ich fürchte, wir haben Flybert immer noch unterschätzt,“ sagte ich. „Seitdem er sich mit Single-Pag und den anderen Chefs der Insel überworfen hat, mußte er natürlich damit rechnen, daß sie dem Kapitän des Postdampfers reinen Wein einschenken. Du siehst, er macht in solchen Fällen kurzen Prozeß. Die Sendeanlage hat er zerstört. Fragt sich, ob der Dampfer noch auslaufen kann. Wir müssen Kapitän Hockmanner sprechen.“

„Nicht einfach, an ihn heranzukommen.“

„Unsinn, die Mischlinge brauchen wir nicht mehr zu fürchten. Sie stehen nicht mehr auf Flyberts Seite. Außerdem besitzt selbst der Polizist nicht mehr eine Waffe. Aufpassen müssen wir nur, daß Flyberts Wachen auf der WILHELMINA nichts von uns merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg zum Hafen, entschlossen, uns nötigenfalls durch die Häuser zu schleichen. Aber wir hatten Glück und sahen, wie Hockmanner sich zu Panhackers Hotel begab. Offenbar spürte er das Verlangen, seine Wut herunterzuspülen. Flyberts Leute konnten wir an der Reling der WILHELMINA herumlungern sehen.

Wir liefen am Buschrand entlang, bis Panhackers Haus unter uns lag, erreichten die Rückseite, schlichen um den Bau und drückten dreist und gottesfürchtig die Tür zum Hauptraum auf.

Es waren nicht viele Leute dort versammelt, aber die Honoratioren der Insel waren ziemlich vollständig vertreten. Es fehlte weder Single-Pag, der Polizist, noch Horben, der Hafenchef, noch Wang Cho, der Fischhändler.

Unser Eintritt hatte ungefähr die Wirkung eines Blitzschlages. Die Herren sausten von ihren Stühlen hoch, mit Ausnahme von Mr. Panhacker, der seinerseits hinter seiner Theke verschwand. Einzig Hockmanner drehte langsam seinen schweren Kopf zu uns; dann allerdings schoben sich auch seine buschigen Brauen erstaunt hoch.

Kein Wunder, denn wir boten einen Anblick, als habe uns ein Hollywooder Maskenbildner für eine Schiffbruchszone hergerichtet. Die weißen Strandschuhe hatten inzwischen jede Farbe angenommen. Unsere Körper waren nicht nur braun, sondern von der ständigen Sonneneinwirkung stellenweise verbrannt. Phils blonde Haare waren fast weiß gebleicht von Sonne und Salzwasser. Außerdem stoppelten sich uns beiden wunderschöne Zehntagebärte ums Kinn. Einen Haarschneider hätten wir auch dringend nötig gehabt.

Hockmanner erkannte uns nicht auf den ersten Blick. Erst als wir näher traten, sagte er: „Ach, die beiden Amerikaner.“

„Hallo, Käpt'n,“ grüßte ich, „nett, Sie wiederzusehen. Wir haben einiges zu besprechen, aber zuvor muß ich den Gentlemen dort ins Gewissen reden.“

Phil blieb in der Nähe der Tür, um eventuelle Ausbruchsversuche zu verhindern, während ich zu Single-Pag und den anderen trat.

„Ich denke, Sie haben eingesehen, daß Sie aufs falsche Pferd setzten,“ sagte ich. „Wahrscheinlich wären Sie jetzt zur Arbeit mit uns bereit, aber wir pfeifen darauf. Leute, die von einem Dollarschein geblendet werden, taugen nichts. Setzen Sie sich zusammen an einen Tisch und verhalten Sie sich ruhig. Wenn Sie versuchen, etwas zu unternehmen, holt Sie der Teufel!“

Sie sanken auf die Stühle wie gescholtene Schulknaben. Hockmanner stand plötzlich neben mir und schrie: „Ich werde euch in Ketten legen lassen! Ihr scheint eine Menge auf dem Kerbholz zu haben, und wir werden eines Tages abrechnen.“ Er fügte einiges Holländisches hinzu, das ich nicht verstand, was sich aber nach Seemannsflüchen anhörte.

Ich ging zur Theke und beugte mich darüber. Panhacker kauerte am Boden und klapperte mit den Zähnen.

„Kommen Sie hoch, Mr. Hotelier,“ forderte ich ihn auf. „Bringen Sie uns einige Gläser und eine gute Flasche Whisky, dann trollen Sie sich zu Ihren Kumpanen und rühren sich nicht mehr vom Fleck.“

Er gehorchte zitternd, brachte Flasche und Gläser an Hockmanners Tisch und schlurfte zu seinen Genossen. Der alte Kapitän goß ein, trank aus, setzte das Glas krachend nieder und sagte: „Jetzt erzählen Sie mal, was hier wirklich los ist. Die Halunken dort haben mich ja doch nur von vorn bis hinten belogen.“

Wir berichteten in wenigen Sätzen den Ablauf der Ereignisse auf Panafarut seit Flyberts Erscheinen und knüpften gleich die Folgerung daran, daß die Behörden auf Labian benachrichtigt werden müßten, bevor die Bande die PATRONIA-Diamanten restlos geborgen hatte und die FLYER auslief.

Hockmanner nickte.

„Jetzt verstehe ich erst richtig, was mir passiert ist, als ich mit der WILHELMI-NA einlief. Der Bursche hat sofort meine Funkanlage unbrauchbar gemacht und mir verboten, ohne seine Genehmigung auszulaufen. Außerdem hat er mich entwaffnet.“

„Haben sie nur ihren Funkmast umgelegt, Käpt'n?“ fragte ich mit schwacher Hoffnung.

„Nein, sie haben die ganze Anlage mit dem Gewehrkolben in einen Haufen Draht und Blech verwandelt.“

„Schade, dann müssen wir eben versuchen, mit Gewalt auszubrechen. Ihre Maschinenanlage ist noch in Ordnung?“

„Ja, nicht einmal die Feuer unter den Kesseln brauchte ich zu löschen. Flybert hat mir versprochen, daß ich morgen oder übermorgen auslaufen dürfe.“

„Das war ein Trick, um Sie nicht zu heftigerem Widerstand zu reizen. Er wird sich die Möglichkeit, einen entscheidenden Vorsprung zu gewinnen, nicht entgehen lassen. Ich garantiere, bevor er selbst in See sticht, erscheint er noch einmal und legt Ihnen eine Dynamitpatrone in die Maschinenanlage der WILHELMINA!“

Hockmanner fiel in seine Muttersprache zurück. Es war das gleiche, was er vorhin geäußert hatte, nur ausführlicher.

Ich schenkte ihm neuen Whisky zur Beruhigung ein.

„Also Ausbruch,“ nahm ich das Gespräch wieder auf. „Auf schnellstem Wege Labian angedampft und die indonesische Polizei benachrichtigt.“

„Er hat mir zwei Wachen an Bord gestellt, die mich über den Haufen schießen, wenn ich den Anker heben lasse.“

„Die besorgen wir,“ antworteten Phil und ich wie aus einem Mund.

Hockmanner schüttelte immer noch den Kopf.

„Halten Sie mich nicht für feige,“ antwortete er, „aber es geht nicht. Die WILHELMINA bringt es mit Ach und Krach und nur, wenn ich die Kessel bis über den roten Strich heizen lasse, auf acht Meilen. Die Yacht von Flybert läuft nach meiner Schätzung mehr als das Doppelte, vielleicht sogar das Dreifache. Selbst wenn uns der unbemerkte Ausbruch gelingt, glauben Sie nicht, daß einer von den Burschen dort...“ er zeigte mit dem Daumen auf den Tisch der Mischlinge, „...schleunigst zu dem Gangster rennt, in der Hoffnung, daß ihm seine Nachricht in Dollar aufgewogen wird? Selbst wenn ich drei Stunden Vorsprung habe, die Flyer holt mich im Handumdrehen ein. Und Flybert wird keinen Augenblick zögern, das Schiff zu sprengen oder uns alle über Bord zu werfen. Ich trage die Verantwortung für meine Leute und darf sie nicht gefährden. Ich bin schließlich kein Polizist.“

Er hatte recht. Wir schwiegen eine Weile.

Plötzlich schlug der Kapitän die Faust auf den Tisch.

„Natürlich möchte ich dem Verbrecher die Suppe versalzen,“ meinte er, „und täte es, wenn ich nur eine kleine Garantie hätte, daß die ‚Wilhelmina‘ durchkäme.“

Ich überlegte einen Augenblick, dann sagte ich langsam: „Ich glaube, ich kann Ihnen diese Garantie bieten, Käpt'n.“

Er sah mich fragend an.

„Ich werde versuchen, zu verhindern, daß die FLYER Ihnen folgen kann. Wie legt man ein Schiff vom Typ der FLYER am besten und einfachsten lahm?“

„Sie wollen an Bord gehen, um die Maschinenanlage zu zerstören?“ vergewisserte er sich. „Wenn man Sie dabei erwischt, sind Sie in zehn Sekunden ein toter Mann.“

„Wenn Flybert uns irgendwo erwischt, leben wir auch nicht mehr lange. Allerdings, an Bord seines Schiffes wird er uns am wenigsten vermuten.“

Der Kapitän lehnte sich zurück und brüllte: „Panhacker, Papier und Bleistift!“

Der Wirt latschte hinter die Theke, suchte das Gewünschte und legte es demütig auf den Tisch.

Hockmanner zeichnete mit groben Strichen das Prinzip einer Dieselanlage für Motorschiffe.

„Wenn es Ihnen gelingt, dieses Rohr zu zerstören, haben Sie den Kahn für mindestens sechs Stunden lahmgelegt. Es ist die Kraftstoffzuleitung, die erst ausge-

baut werden muß, um geschweißt zu werden. Wahrscheinlich hat die Yacht eine automatische Lecksicherung eingebaut, sonst könnten Sie bei Zerstörung der Leitung auch den Treibstofftank leerlaufen lassen. Können Sie außerdem noch dieses Ventil zerstören, so haben Sie die Verbindung zwischen Kraftmaschine und elektrischer Anlage zerstört, und es brennen nur noch einige klägliche Notlampen. Alles in allem sind vielleicht zehn Stunden Vorsprung für uns herauszuholen. Dann dürfte es Flybert nicht mehr ratsam erscheinen, eine Jagd aufzunehmen, denn er muß damit rechnen, daß wir mit einem völlig anderen Kurs als dem direkten auf Labian zulaufen.“

„Okay,“ sagte ich und nahm den Zettel mit der Zeichnung an mich. „Wir sind uns also einig. Bleiben die Einzelheiten zu besprechen.“

Er warf mir einen lebhaften Blick aus seinen blauen Augen zu, die sehr jung unter den weißen Brauen hervorstachen.

„Ich mache mit,“ knurrte er, „aber denken Sie daran, daß ich Ihnen damit das Leben meiner Leute anvertraue. Wenn Sie nicht für einen ausreichenden Vorsprung der WILHELMINA sorgen, müssen wir alle daran glauben.“

Wir gingen ins Detail, und es war rasch beschlossene Tatsache, daß die Aktion noch heute nacht stattfinden sollte. Phil sollte mit der WILHELMINA die Insel verlassen. Ich hielt es für unbedingt notwendig, daß er selber den Einsatz der indonesischen Polizei organisierte; denn Flybert würde spätestens morgen abend mit der Bergung der restlichen Tresors fertig werden, und wenn er feststellte, daß ihm die WILHELMINA durch die Lappen gegangen war, würde er wahrscheinlich sofort die Anker lichten. Es kam auch bei der Alarmierung der Behörden auf die Minute an, und sosehr Phil sich wehrte, mich allein zu lassen, so sah er es doch schließlich ein.

Für die Überrumpfung der Wache dachten wir uns einen besonderen Plan aus, aufgrund dessen Panhacker uns zunächst einmal seinen Rasierapparat leihen mußte. Wir schabten uns die Bärte aus dem Gesicht und stöberten dann in seinem Kleiderschrank. Wir fanden nicht viel anderes als die landesüblichen Leinenhosen und -jacken und suchten uns die passenden Stücke aus. Außerdem liehen wir uns ohne seine Zustimmung zwei große Basthüte. Phil paßten die Kleider des Wirtes wenigstens einigermaßen, während ich darin wie in dem Anzug meines jüngeren Bruders wirkte.

Panhacker, Wang-Cho, Single-Pag, Horben und die übrigen Hausbewohner sperrten wir in den Keller und verrammelten die Tür so gut, daß sie mindestens einige Stunden brauchen würden, um sich zu befreien.

Es war inzwischen längst dunkel geworden, und nachdem Phil und ich uns ausstaffiert hatten, zögerten wir nicht mehr mit der Ausführung unserer Absichten.

Frei und offen, den Kapitän in der Mitte, gingen wir zum Hafen hinunter, und als wir in Sichtweite der WILHELMINA kamen, hakten wir uns ein, begannen zu schaukeln und ein lautes und fröhliches Lied zu singen. So, in der Haltung von zwei Seebären, die des Guten schon zuviel getan haben, wackelten wir auf das Schiff zu.

Wir ließen uns Zeit, alle Zeit, die wir gar nicht hatten. Am Steg angelangt, begannen wir eine lange und betrunkene Debatte, wer vorgehen und wer den anderen festhalten solle, damit niemand von uns ins Wasser falle.

Es war dunkel genug, daß wir nicht zu befürchten brauchten, erkannt zu werden; aber nicht so dunkel, daß ich nicht die Gestalt der Flybertschen Wache an der Reling sah.

Der Mann fand unser Schwanken komisch und begann zu lachen. Ganz offensichtlich hielt er uns für zwei Matrosen der WILHELMINA, die mit ihrem Kapitän gewaltig einen gehoben hatten. Er rief uns einige Bemerkungen zu, und Hockmanner quittierte sie mit schwerer Zunge.

Schließlich einigten wir uns über die Reihenfolge, in der wir den Steg benutzen wollten. Phil ging voran, dann der Kapitän, danach ich. So schwankten wir auf das Schiff.

Als ich an dem Posten vorbei torkelte, sagte er: „Dir scheint es vorzüglich geschmeckt zu haben, Freund. Hättest mir wahrhaftig einen Schluck mitbringen können.“

„Habe ich doch,“ brummte ich, drehte mich aus der Hüfte und knallte ihm aus dem Schwung heraus beide Fäuste ins Gesicht. Er kippte nach hinten über die Reling und wäre ins Wasser gefallen, wenn ich ihn nicht blitzschnell an den Beinen gefaßt hätte. Phil war sofort bei mir, half mir, ihn wieder hochzuziehen, und entwaffnete ihn in Sekundenschnelle.

Ich sage Ihnen, es war vielleicht ein Gefühl, endlich wieder eine Waffe in der Hand zu haben! Ich kam mir vor wie ein Mann, der nackt herumgelaufen ist und endlich einen Anzug findet.

Unser Freund war noch reichlich groggy. Er schüttelte immer wieder den Kopf, um klarzukommen. Phil zischte ihm einige Prophezeiungen zu, was alles geschähe, wenn er nicht mäuschenstill sei.

Wir waren noch mit ihm beschäftigt, als wir Schritte hörten. Es war der zweite Mann, der von der Backbordseite her heranschlenderte. Er sah uns drei, stutzte und fragte mit seiner rauhen Seemannsstimme: „Was ist los?“

Wir huschten auseinander wie die Sperlinge. Selbst der alte Hockmanner machte das sehr schön, und Phil fand noch Zeit, den überwältigten Matrosen am Kra-gen mitzuschleifen.

„He!“ rief der zweite Mann und trat in den Schatten der Aufbauten zurück. Ich hatte mir eine Deckung hinter einem der Rettungsboote gesucht.

Der Wächter rief nach seinem Kameraden: „Tommy, wo bist du? Ist etwas passiert?“

Ich hörte schon die Angst in der Stimme. Flyberts Leute mochten verkommene Burschen sein, aber sie waren doch in erster Linie Seeleute, und ich traute ihnen nicht zu, daß sie solche Virtuosen mit ihren Kanonen waren, wie das New Yorker Gangster zu sein pflegen. Ich beschloß, ihn moralisch fertigzumachen, obwohl er wahrscheinlich sein Schießseisen schon entsichert in der Hand hielt.

„Hör zu, du Gangster!“ rief ich ihn an. „Deinen lieben Tommy haben wir kassiert, und wenn du willst, können wir beide jetzt ein kleines Feuerwerk veranstalten, denn die Pistole des lieben Tommy habe ich mir auszuleihen erlaubt. Ich weiß nicht, wie viele Preise du schon beim Schießen auf dem Rummelplatz gewonnen hast, aber vielleicht hast du inzwischen von deinem Boß Flybert vernommen, daß

ich zu den New Yorker G-men gehöre. Ich kann dir versichern, die Aufnahmebedingungen sind in New York so schwer wie nirgendwo anders. Wenn man nicht auf fünfzig Schritt einem Mann den Manschettenknopf vom Ärmel schießen kann, braucht man es gar nicht erst zu versuchen. Und in der Ausbildung wird diese schöne Kunst so verfeinert, daß man einem Mann den Schnurrbart unter der Nase wegputzt, ohne ihm die Haut zu ritzen. Du trägst keinen Bart, soviel ich weiß. Also werde ich gleich mit deiner Nasenspitze anfangen. Leider ist es dunkel, und da bin ich natürlich auch nicht so sicher. Wenn es also danebengeht, vielleicht so um eine Handbreit, nimm es mir nicht übel. Fangen wir an!“

Ich ließ den Hahn knacken. Man hörte es gut in der Stille, und ich tat zwei leise Schritte aus der Deckung hervor. Da schrie er schon: „Halt! Ich ergebe mich, wenn ihr mich versprecht, mich zu schonen!“

„Komm heraus, du Wurm.“ befahl ich, und er trat mit erhobenen Armen aus dem Schatten der Aufbauten. Er war ein ziemlich mickriger Typ. Seine Unterlippe zitterte. Phil und Hockmanner tauchten auf, und der Kapitän dröhnte vor Lachen über die Art, in der ich den Burschen eingeseift hatte.

Dann trillerte er auf seiner Pfeife. Seine Leute stürzten aus ihren Kajüten.

„Den Anker hoch!“ grollte er seine Befehle. „Heizt den Kessel ein bis über den Strich! Und diese beiden Burschen sperrt in die Kettenkammer!“ Er stieß ihnen die Gefangenen mit derben Stößen in den Rücken zu.

„Prima, daß wir die haben,“ sagte er. »Zwei Mann weniger für Flybert, die ihm unter Umständen sehr fehlen können.“

Phil und ich begutachteten unterdessen die erbeuteten Waffen. Es waren zwei Magazingewehre und zwei Pistolen vom Kaliber 7,65. Für jede Pistole gab es ein Reservemagazin. Ich bat mir vom Kapitän Wachstuch und Pergamentpapier aus und machte mir für eine Pistole und ein Magazin eine Hülle, von der ich hoffte, daß sie wasserdicht sei.

„Wie lange brauchen Sie bis Labian, Kapitän?“ fragte ich.

„Rund zwei Tage.“

„In Ordnung. Dann brauche ich auch beide Gewehre. Phil, du mußt dich mit der einen Pistole begnügen.“

Wir verabschiedeten uns. Phil und ich haben uns schon lange abgewöhnt, Theater zu machen, wenn wir getrennt marschieren müssen. Ein *Hals- und Beinbruchwunsch* genügt uns vollauf. Es wurde vereinbart, daß die WILHELMINA in genau einhundertfünfzig Minuten auslaufen würde, zu einem Zeitpunkt also, zu dem damit gerechnet werden konnte, daß ich mit der Lahmlegung der FLYER zu Rande gekommen war. Hockmanner verehrte mir noch einen langen Meißel, den er für sehr geeignet zur Zerstörung der Rohrleitung hielt.

Ich machte mich auf den Weg quer über die Insel. Ich schleppte verdammt schwer an den beiden Gewehren, den zwanzig Schuß Reservemunition, der Pistole mit den Magazinen und dem Meißel. Ich hätte gern ein oder zwei Mann von Ragos Leuten dagehabt, die mir tragen geholfen hätten. Große Pausen konnte ich mir auch nicht leisten, denn ich mußte mich an den vereinbarten Zeitplan halten.

Schwitzend und mit leichtem Kniezittern traf ich auf unserem alten Platz am Ostkap ein. Die FLYER lag, nur wenig beleuchtet, unter mir. Alles war ruhig, Mitternacht längst vorbei.

Ich zog Panhackers Leinenanzug aus, band mir die verpackte Pistole um die Hüfte und befestigte den Meißel am Gürtel; dann kletterte ich hinunter zum Strand und ließ mich in das Wasser gleiten.

Sehr vorsichtig, mit langen, ruhigen Bewegungen, schwamm ich auf den Schattenriß der FLYER zu. Ich hielt meinen Kopf so, daß gerade die Nase zum Luftholen herausguckte. Selbst wenn eine Wache an Bord sein sollte, war es unwahrscheinlich, daß der Mann den dunklen Fleck meines Schädels im dunklen Wasser sehen konnte.

Höher und höher wuchs der Schatten des Schiffes vor mir. Dann berührte ich den kalten Stahlleib, der wie eine Wand über mir hing. Ich umschwamm den Kahn langsam und suchte nach einer guten Entermöglichkeit. Ich fand sie, aber ich ließ mir noch Zeit, denn inzwischen war mir die Barkasse eingefallen. Das Fischmesser hatte ich immer am Gürtel. Mit zwei schnellen Schnitten hatte ich die Vertäuung durchtrennt. Gern hätte ich ein Loch in den Holzboden gerammt, aber ich fürchtete den Lärm. Ich gab dem Kahn noch einen Stoß. Langsam löste er sich von der FLYER.

Der Aufstieg war einfach. Sie hatten die Strickleiter, die sie zum Einsteigen in die Boote und in die Barkasse benutzten, nicht eingezogen.

Mit ganz langsamen und völlig lautlosen Bewegungen zog ich mich daran hoch. Ich war so vorsichtig, daß ich auf der untersten Sprosse sogar wartete, bis das Wasser von mir abgetropft war, um mich nicht durch das Klatschen der Tropfen zu verraten.

Es mochten etwa zwölf Sprossen sein. Ich erreichte die Reling, schob vorsichtig den Kopf darüber bis zur Augenhöhe und sah mich um. Ich konnte kein Lebewesen an Bord entdecken, aber ich ließ mir dennoch Zeit. Ich packte die Pistole aus. Das Wachstuch war dicht geblieben. Es bestand Hoffnung, daß das Ding funktionieren würde. Ich war entschlossen, mir den Weg in den Maschinenraum nötigenfalls frei zu schießen.

Beide Hände an der Reling, schwang ich mich an Bord, ging sofort in die Hocke und wartete. Nichts rührte sich.

Gebückt und sehr leise schlich ich mich in den Schatten der Aufbauten. Bei fast allen Schiffen befindet sich die Luke zu den Maschinenräumen unter der Kommandobrücke. Ich bewegte mich auf leisen Sohlen darauf zu und fand sie auch.

Es wäre bitter gewesen, wenn ich die Luke verschlossen gefunden hätte, aber sie war auf, und ich wollte eben hineinhuschen, als ich Schritte und ein fröhliches Pfeifen hörte. Ich legte mich platt auf den Bauch und hielt den Atem an.

Es war der Koch, der an die Reling ging, wahrscheinlich, um Abfall auszuschütten. Er kam nahe an mir vorbei, bemerkte mich aber nicht und ging arglos in seine Kombüse zurück. Zehn Sekunden später hatte ich die Luke geöffnet, war hineingehuscht und hatte sie hinter mir zugezogen.

Licht hatte ich nicht. Ich mußte mich die Wände entlangtasten. Dann kamen einige schwach glühende Lampen, irgendwelche Birnen, die aus Sicherheitsgründen ständig brennen müssen. Ich passierte das Logis des Maschinenpersonals. Die Tür hatte eine runde Öffnung. Ich sah, daß im Logis Licht brannte.

Ich überlegte, ob es richtiger sei, die Leute einzusperren, zu fesseln oder sonst etwas mit ihnen zu machen; aber das hätte, selbst wenn es gelungen wäre, zuviel

Zeit in Anspruch genommen. Ich schlich an der Tür vorbei, war mir allerdings darüber im klaren, daß mein Rückweg infolge der Anwesenheit der Leute erschwert würde.

Ich gelangte an die Eisentreppen, die abwärts zum Maschinenraum führten, drei Stück insgesamt. Zwischen der zweiten und dritten war ein Schott. Ich schlängelte mich durch und war im Maschinenraum. Das Schott schloß ich, tastete mich die letzte Treppe hinunter. Ich nahm den Geruch von Öl und Stahl wahr, stolperte und suchte nach der Lichtschaltung. Ich fand sie neben dem Treppendeckel. Ein paar trübe Birnen flammten auf.

Vor mir lag die große Dieselmachine, das Herz der FLYER. Hockmanners Zeichnung hatte ich genau im Kopf, aber ich konnte nicht viel damit anfangen. So eine Schiffsmaschine sieht anders aus als eine primitive Prinzipskizze. Ich verstand eine Menge von Automotoren, war aber kein Schiffingenieur. Es gab so viele Leitungen von und zu der Maschine, daß ich wahrhaftig nicht wußte, welche die richtige war.

Ich hatte Glück, eine Werkzeugkiste zu entdecken, die auch einen schweren Hammer enthielt. Ich nahm mir eine Leitung vor, die vertrauensvoll aussah, setzte den Meißel an und hieb mit dem Hammer zu. Ich brauchte fünf Schläge, bis das Rohr brach. Zischend und pfeifend brach heißer Dampf hervor. Es war die falsche Leitung. Der ausströmende Dampf machte einen Heidenlärm. Ich war sicher, daß er bis in den letzten Winkel des Schiffes zu hören war. Hastig zerschlug ich die nächste Leitung, und jetzt traf ich die richtige. Hockmanners hatte mir gesagt, es würde etwas Dieselöl auslaufen. Ich freute mich mordsmäßig, als es mir über die Arme lief.

Der ausfauchende Dampf begann sich im Raum auszubreiten. Das Ventil zu finden, hatte ich keine Zeit mehr, wenn ich mir die geringste Chance lassen wollte, wieder herauszukommen. Ich nahm den schweren Hammer und zerschlug an der Maschine, was mir in den Weg kam. Die Manometer krachten; dann mußte ich doch das besagte Stück getroffen haben, denn schlagartig wurde es dunkel. Sekunden später glühten Notlampen auf. Es wurde Zeit. Ich feuerte den Hammer irgendwohin ins Gestänge, nahm die Pistole in die rechte Hand und machte mich auf den Rückweg. Ich rannte die Treppe hoch, stieß das Schott auf und wand mich durch. Ich erschrak ein wenig, denn als ich auf den Beinen stand, sah ich einen Mann unmittelbar vor mir. Er hätte die schönste Gelegenheit gehabt, mir irgend etwas auf den Schädel zu schlagen, während ich mich vor seinen Füßen erhob. Er aber hatte sich wohl mehr erschreckt als ich, denn er starrte mich mit halboffenem Mund an, als sei ich der Teufel, der genau vor seinen Füßen aus der Hölle hochgefahren war.

Ich schlug ihm die linke Faust unters Kinn. Er klappte seinen Mund zu und fiel geradezu dankbar um, denn der Knockout erlöste ihn von seinen Visionen.

Zweite Treppe, dritte Treppe, dann der Gang. Und wie nicht anders zu erwarten, wälzten sich mir hier die Maschinisten aus dem Logis entgegen. Die Notlampen gaben klägliches Licht, aber die Leute sahen mich und stutzten.

Ich hob die Pistole. Wenn sie versagte, stand es nicht gut um mich. Ich zog durch.

Der Schuß krachte. In dem engen Gang dröhnte es, als hätte ich eine Handgranate geworfen. Ich hatte den Lauf gegen die Decke gerichtet. Die Kugel drang in

das Stahlblech nicht ein, ratschte einen Streifen aus der Lackierung und wimmer- te als Querschläger durch den Gang.

Die Maschinisten antworteten mit einem geradezu einstimmigen Aufschrei. Die Vorderen drängten nach hinten, die anderen nach vorn. Ich gab einen zweiten Schuß ab, über die Köpfe des Knäuels hinweg. Jetzt flohen sie. Einer stürzte, raff- te sich auf, rannte weiter.

In leichtem Trab setzte ich hinterher, hielt den Anschluß, holte den letzten kurz vor der Luke ein, schlug mit dem Pistolenknäuf zu. Er stürzte. Ich setzte über ihn hinweg aus der Luke.

Auf dem Deck der FLYER quirlten sie durcheinander. Ich stand im Schatten der Brücke. Im Augenblick kümmerte sich kein Mensch um mich.

Es hatte geklappt, so über Erwarten gut geklappt, daß ich überhaupt keine Lust hatte, vom Schiff zu gehen. Durch mein Gehirn zuckten ein paar verführerische Gedanken. Wenn es mir gelang, in diesem Wirrwarr Flybert zu finden, ihn un- schädlich zu machen, dann platzte vielleicht das Ganze. Sicherlich war der Ge- danke ein wenig verrückt. Ich bin schließlich kein Errol Flynn oder Allan Ladd, und es war nicht zu erwarten, daß meine Gegner sich verhielten, wie das Dreh- buch es vorschrieb. Immerhin, ich konnte es versuchen.

Ich verließ den Platz im Schatten der Brücke, huschte über das Deck.

Die friedliche Stille war dem Lärm vieler Stimmen gewichen, die alle durchein- anderbrüllten. Ich versuchte, Flyberts Stimme zu erkennen. War sie das nicht? Dort, an Backbord? Ich spurtete auf die andere Seite des Schiffes, sah eine Gestalt mit Panamahut. Mit drei Sprüngen war ich hinter dem Mann, bohrte ihm den Pi- stolenlauf ins Kreuz.

„Hände hoch, Flybert!“ zischte ich. Er fuhr herum. Ich blickte in ein Asiatenge- sicht mit angstvoll aufgerissenen, geschlitzten Augen. Ich hatte mich getäuscht. Ich verpaßte dem Mann einen Haken, daß er über das Deck schlitterte. Ich lief weiter. In diesem Augenblick krachte der erste Schuß nach meinen Schüssen im Maschinengang. Ich hörte die Kugel pfeifen und wußte, daß sie mich entdeckt hat- ten. Ich huschte nach rechts zwischen die Kombüse und einen Ventilator. Es peitschten noch zwei Schüsse.

Jemand, wahrscheinlich Creoly, rief: „Hierher! Hierher! Ich habe ihn!“

Es kam Ordnung in das Durcheinander. Flyberts Stimme übertönte den Lärm. Ich hörte, wie er befahl: „Zwei Mann hinter die Steuerbordboote. Angelo! Pitt! Hin- ter die Kapitänskajüte! Brennt ihm eins auf, wenn er nur die Nasenspitze zeigt!“

Sie versuchten mich einzukreisen. Ich schob mich ein wenig vor. Dort lief je- mand. Ich zielte auf seine Schulter. Er schrie auf und drehte sich wie ein Kreisel, bevor er fiel. Aber ich erhielt einen Antwort, die sich gewaschen hatte. Sie eröffne- ten geradezu ein Trommelfeuer auf mich. Es knallte von allen Ecken und Enden.

Ich sah's ein, daß ich keine Chance hatte, Flybert zu fassen. Im Gegenteil, ich mußte zusehen, daß sie mich nicht erwischten.

Zwischen meinem Platz und der Steuerbordreling mochten es zehn bis fünfzehn Schritte sein. Bei der nötigen Fahrt konnte ich über Bord sein, und sie mußten schon sehr viel Glück haben, wenn sie mich auf der kurzen Strecke erwischten. Sie hatten aufgehört zu schießen. Flybert gab noch einige Befehle, dann rief er mich an: „Gib auf, G-man! Wir haben dich umstellt!“

„Nett von euch! Was macht ihr mit mir, wenn ich mich ergebe?“

„Wir behalten dich als Geisel, bis wir in Sicherheit sind. Dann kannst du meinnetwegen das nächste Flugzeug nach Amerika nehmen.“

„Danke, oder du besorgst mir einen Freifahrtschein in die Ewigkeit! Vielen Dank, Flybert, ich will lieber versuchen, ob ich nicht unter euch noch einige Reisegefährten finde!“

Während dieses kurzen Wortwechsels hatte ich die Pistole wieder am Gürtel befestigt, war in regelrechte Sprinterstartstellung gegangen, und gleichzeitig mit dem letzten Wort brach ich aus.

Es waren vielleicht ein Dutzend Yard, die ich zu laufen hatte; aber Sie glauben nicht, wie lang zehn Yard sein können!

Nun, es ging gut. Im Lauf setzte ich im Hechtsprung über die Reling, und hörte das Krachen der Schüsse erst, als ich schon in der Luft schwebte. Gleich darauf schlug das Wasser über mir zusammen.

Ich hütete mich, in gerader Richtung weiterzuschwimmen oder gar gleich aufzutauchen. Ich war noch nah genug beim Schiff, daß ich auch in der Dunkelheit ein brauchbares Ziel abgab. Ich hatte genug Luft in den Lungen, um unter Wasser ein paar Yard parallel zur FLYER zu schwimmen. Als ich hinauf mußte, schnappte ich nur kurz nach Luft und verschwand sofort wieder.

Beim nächsten Auftauchen holte ich gründlicher Luft und änderte die Richtung auf die Küste zu. Ich schwamm, solange ich es aushielt, und als ich an die Oberfläche kam, dachte ich, daß es jetzt wohl knallen würde. Einen Augenblick lang hörte ich Stimmengewirr vom Schiff her, bevor mir das Wasser wieder in die Ohren stieg. Aber es erfolgte kein Schuß. Ich schwamm noch eine Strecke unter Wasser, dann behielt ich den Kopf oben.

Sie hielten sicherlich noch immer nach mir Ausschau, aber sie konnten mich nicht mehr entdecken. Jedenfalls schossen sie nicht, und bestimmt verzichteten sie darauf nicht aus Mildherzigkeit. Ein paar Minuten später war ich zwischen den Klippenabbrüchen und in Sicherheit. Ich fühlte Grund unter den Füßen, hielt inne und blickte mich noch einmal zur FLYER um. Das Stimmengewirr drang bis zu mir. Ich hatte Lust, laut zu lachen. Dann sah ich im Wasser, gar nicht weit von mir, vor den Abbrüchen etwas dahingleiten. Ich versuchte schärfer zu sehen. Es war groß und dreieckig und schnitt durch das Meer wie ein Pflug.

Ich verstand nicht viel von Meereszoologie, aber ich wollte verdammt sein, wenn das, was da durch das Wasser schnitt, nicht die Rückenflosse eines Haies war.

Glauben Sie nicht, daß ich nun schnurstracks in Ohnmacht fallen oder laut schreiend aus dem Wasser geflüchtet wäre.

Ich befand mich bereits an viel zu seichter Stelle, und daß der Hai mich unterwegs hätte schnappen können, darüber machte ich mir jetzt keinen Gedanken. Er hatte ja nicht. Außerdem hatte ich heute noch Wichtiges vor.

Ich watete ans Ufer und kletterte die Klippe hinauf, von deren Kuppe wir die ganzen Tage die FLYER beobachtet hatten.

Ich nahm mir eines von den eroberten Gewehren, legte mich gemächlich auf den Bauch, zog den Kolben an die Wange und schickte die erste Kugel zur FLYER. Ich hatte mir ein Kajütenfenster vorgenommen, das schwach im Sternenlicht schimmerte, um erst einmal zu probieren, wie genau die Gewehre eingeschossen waren.

Der Schießprügel war in Ordnung. Das Fenster zerklirrte prächtig. Der immer noch herrschende Lärm, den der Seewind schwach herüberwehte, verstummte, setzte aber gleich darauf eine Nuance lauter ein.

Ich nahm mir ein zweites Fenster vor. Mit einem Knall zersplitterte es auch. Und jetzt wurde es auf dem Schiff plötzlich still. Die Stille dauerte fünf Minuten. Dann begann sie mich zu beschießen.

Ich lachte lauthals. Sie vermuteten zwar ganz richtig, daß ich auf der Kuppe lag, aber es war unmöglich, mich zu treffen, wenn ich mich nur eine Körperlänge vom Rand zurückzog. Genau das tat ich, legte mich auf den Rücken und ließ sie sich erst austoben. Sie hielten es fast eine volle Viertelstunde durch. Ich freute mich, daß sie ihre Munition so sinnlos verpraßten.

Wenig später—sie hatten kaum das Feuer eingestellt—tauchte Rago auf, alarmiert von dem Schießen.

Ich klopfte ihm auf die Schulter. „Fein, daß du kommst,“ sagte ich. „Ich lege mich jetzt schlafen. Du paßt auf und weckst mich sofort, wenn irgend etwas Ungewöhnliches eintritt.“

Er nickte. Ich wußte, ich konnte mich auf ihn verlassen. Ich legte mich in die Hängematte aus Bast, das Gewehr griffbereit neben mir, und nachdem ich Rago gebeten hatte, mich bei Sonnenaufgang zu wecken, schlief ich sofort ein, tief und zufrieden wie nie, seit Flybert auf Panafarut aufgetaucht war.

Ich erwachte davon, daß Rago mich an der Schulter rüttelte. Die Sonne war längst aus dem Meer gestiegen.

Ich gähnte, machte ein paar Kniebeugen und bat den Boy, Frischwasser aus dem Dorf zu holen. Er verschwand im Busch.

Ich kroch an den Klippenrand und interessierte mich für die FLYER. Ich hörte ferne Hammerschläge, die anscheinend aus dem Inneren kamen. Wahrscheinlich war man dabei, die Leitungen zu reparieren.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, dann wurde es lebendig auf dem Deck. Sie schwenkten den Kran aus und schienen sich bereitzumachen, zum Wrack zu tauchen. Ich rechnete, daß sie noch einen oder zwei Tresore heraufgeholt hatten und heute wahrscheinlich den Rest zu bergen gedachten. Gleichzeitig wurde ein Boot fertiggemacht, um die Barkasse, die in einer beachtlichen Entfernung schwamm, zurückzuholen.

Bedachtsam, geradezu mit Genuß, griff ich mir eines der erbeuteten Gewehre, zielte sorgfältig auf die Beine eines Mannes, der an dem Boot hantierte, und drückte ab. Es ist wahrhaftig nicht meine Art, aus dem Hinterhalt Leute abzuschießen, aber wenigstens mit einem Schuß mußte ich Ernst machen, wenn ich Erfolg haben wollte.

Der Matrose bekam die Kugel in den Oberschenkel. Er fiel um; dann erst schrie er.

Die Arbeit auf dem Deck hörte auf. Sie standen alle für Sekunden wie erstarrt. Dann rannten sie zu dem Schreienden hin. Ich zielte und schoß ein zweitesmal, aber so, daß die Kugel vor den Leuten ins Deck schlug.

Sie stoben auseinander wie ein Hühnervolk, in das der Fuchs fährt. Bezeichnend für ihre Charaktere, daß sie den Verwundeten seinem Schicksal überließen. Ich sah ihn mühsam über das Deck hinter die Kombüse kriechen.

Zwischen zwei Ventilatoren tauchte Flyberts Panama auf. Ich überlegte nicht lange. Meine Kugel ratschte an dem Blech vorbei, und der Panama fuhr blitzschnell in die Versenkung.

Ich konnte förmlich spüren, wie eine Welle der Ratlosigkeit über die FLYER schlug. Wahrhaftig, sie saßen in der Falle wie eine Ratte, und alles, was sie noch tun konnten, war, ihr Schiff so schnell wie möglich zu reparieren und abzdampfen. Aber ich war sicher, daß Flybert den Platz nicht verlassen würde, solange noch ein einziger Edelstein im Bauch der PATRONIA war.

Eine Stunde lang ereignete sich nichts. Wahrscheinlich hielten sie einen Kriegsrat ab.

Dann, Rago war eben zurückgekommen und hatte Wasser gebracht, eröffneten sie schlagartig ein Schnellfeuer auf mich, oder richtiger auf die Stelle, an der sie mich vermuteten.

Wie in der Nacht zog ich mich einige Fuß vom Klippenrand zurück und ließ sie ihre Ehrensalven verschießen. Rago tätschelte die Gewehre, zeigte die Zähne und sagte immer wieder: „Sir, du sie alle tot—tot—bumm—bumm!“

„Mach's halblang!“ brummte ich.

Als auf dem Schiff das Feuer eingestellt wurde, kroch ich wieder auf den Klippenrand zu. Ein paar Büschel Seegrass, die dort standen, gaben Deckung genug.

Man arbeitete wieder an Deck. Mit gekrümmten Rücken, scheue Blicke zur Klippe werfend, bemühten sich fünf Matrosen, ein Boot flottzumachen.

Ich knöpfte mir einen vor. Die Gewehre waren sehr gut eingeschossen, und ich konnte es mir leisten, ihm die Kugel durch die Schulter zu jagen.

Aus einem halben Dutzend Gewehren erhielt ich eine rasende Antwort. Sechs bis acht Mann mußten, die Kolben an den Schultern, in Deckung bereitstehen. Aber es nutzte nichts mehr. Wieder hatten sie eine Arbeitskraft verloren, und ich rechnete damit, daß es Flybert schwerfallen würde, seine Leute noch aus den Deckungen hinauszutreiben.

Sie hörten mit dem Schießen auf. Ich kroch an meinen Beobachtungsposten zurück. Dann bellte unten ein einzelner Schuß auf, nicht aus einem Gewehr, sondern aus einem Revolver. Wenige Augenblicke später flog ein Körper in Leinenjacke und -hose über Bord. Ich erkannte, daß es einer der Mischlingsmatrosen war. Sie mochten sich geweigert haben, wieder an Deck zu gehen, und Flybert hatte die Revolte brutal mit einem Revolverschuß unterdrückt.

Aber ich sah noch etwas anderes. Große, spitze Dreiecke tauchten plötzlich aus dem Wasser auf, bewegten sich, die Wellen wie Pflüge durchschneidend, auf die Stelle zu, wo der Mann im Wasser versunken war, quirlten dort das Wasser zu Schaum. Ich sah riesige, schmutzig-weiße Leiber aufblitzen, einen großen Schwanz durch die Luft schlagen. Rago lag neben mir.

„Haie!“ sagte er mit seiner tiefen Eingeborenenstimme. „Sie kommen nur einmal im Jahr an die Küste von Panafarut, mal früher, mal später. Dieses Jahr sind sie früh.“

Über dem ganzen Küstenstrich hing lähmend das Entsetzen. Ich wußte, auch die auf dem Schiff starrten jetzt auf das Schauspiel im Wasser.

Es dauerte nicht lange. Das wilde Gequirle ebte ab, nur eine schwache Rötung blieb, die langsam verlief; aber auch die Flossen, die spitzen dreieckigen Segel, blieben an der Oberfläche, zogen in engen Kreisen um das Schiff.

Es wurde Mittag, ohne daß etwas geschah. Vielleicht gab Hybert es jetzt doch auf, beeilte sich, die Reparatur zu beenden und abzdampfen.

Gegen drei Uhr aber kam wieder Leben in die Besatzung der FLYER. Ich merkte es zuerst daran, daß ein großer Schrank aus der Kapitänskajüte herausgeschoben wurde. Die, die ihn schoben, achteten darauf, hinter ihm zu bleiben. Sie bugsiierten ihn zum Achterdeck. Der Schrank blieb nicht das einzige Teil, das sie dorthin trugen. Ich begriff, sie bauten eine Art Schutzwall, hinter dem sie vor meinen Kugeln sicher waren, und sie sicherten das Achterdeck ab, um die Taucherarbeiten wiederaufnehmen zu können.

Ich vergnügte mich damit, die Arbeiten ein wenig zu stören. Ich feuerte dazwischen, und sie beantworteten jeden Schuß von mir mit zwei Dutzend aus ihren Gewehren. Sie waren sehr vorsichtig. Ich traf niemanden. Dabei fragte ich mich, wie sie beim Tauchen mit den Haien fertig werden wollten.

Unter dem Geschieße ging der Nachmittag hin, aber ich konnte nicht verhindern, daß sie auf dem Achterdeck eine Wand aus allen nur denkbaren Gegenständen aufbauten, die mir die Einsicht nahm. Außerdem wurde es Zeit, daß ich mit meinen Kugeln zu sparen begann. Ich hatte nur noch sieben Schuß.

Unablässig kreisten die ganze Zeit über die Dreiecke um die FLYER. Und jetzt, nachdem sie ihr Hinterdeck gesichert hatten, bot Flybert mir ein Schauspiel, das großartig war und mir einige Achtung abnötigte. Er ließ Dynamitpatronen ins Wasser werfen, um die Haie zu verscheuchen.

Bald links, bald rechts, stieg unter donnerndem Krachen eine Wasserfontäne an den Flanken der Yacht hoch. Die Kreise, die die Dreiecke um das Schiff zogen, wurden weiter und weiter. Schließlich verschwanden die unheimlichen Flossen ganz.

Einer, dem eine Detonation die Schwimmblase zerrissen hatte, schwamm, den Bauch nach oben, inmitten einer Unzahl kleinerer getöteter Fische. Er war ein beachtlicher Bursche von vielleicht vierzehn Fuß Länge. Sein tief gespaltenes Maul stand zwei Handbreit offen und ließ die häßlichen Zahnreihen sehen.

Es wurde dunkel, und dennoch schienen sie hinter ihrer Barrikade das Tauchen durchzuführen. Ich sah manchmal ein Licht durch die Nacht blitzen, hörte Platschen im Wasser, und schließlich knarrten die Drahtseile des großen Hebekrans.

Ich zog mich nicht in die Hängematte zurück. Gespannt lauschte ich auf jedes Poltern, das vom Schiff her zu mir drang.

Ich hatte Flybert auf jeden Fall rund zwanzig Stunden aufgehalten, und das war eine ganze Menge. Nach Mitternacht hörte ich das charakteristische Krächzen der Lager, als sie den Kran in seine alte Lage zurückdrehten. Gleich darauf gellte ein helles Singen durch die Luft wie von einer gespannten und gerissenen Saite. Ich wußte, sie hatten das Verbindungsseil zwischen der FLYER und der PATRONIA gekappt. Sie waren mit den Taucharbeiten fertig.

Schade, dachte ich, wenn sie schon in der Nacht ausliefen. Ihr Vorsprung war dann immer noch beträchtlich. Man müßte noch einmal etwas an ihrer Maschine zerstören. Es hatte so gut geklappt.

Ich traute es mir auch ein zweites Mal zu.

Noch spielte ich unschlüssig mit dem Gedanken, als ich hörte, wie unten am Schiff ein leises Stampfen begann. Sie hatten die Maschine angeworfen.

Ich überlegte nicht lange. Die Pistole hatte ich schon tagsüber getrocknet, ausprobiert und wieder in das Wachstuch eingewickelt. Ich band sie an den Gürtel.

Die Haie? Unsinn, ich schwamm keine zehn Minuten zum Schiff. Außerdem schien Flyberts Dynamit sie gründlich vertrieben zu haben. Übrigens lagen unsere Tauchgeräte noch dort. In einer Flasche war noch für eine halbe Stunde Luft. Ich wußte, unter Wasser war man vor dem Angriff großer Raubfische sicherer, als wenn man an der Oberfläche dahinzappelte.

Rago war, als es dunkel wurde, in sein Dorf zurückgekehrt. Ich brauchte also von niemandem Abschied zu nehmen. Messer und Pistole im Gürtel, das Atemgerät auf dem Rücken, zu aller Vorsicht auch noch das Preßluftgewehr in der Hand, kletterte ich zum Strand hinunter. Ich streifte mir die Flossen über die Füße, setzte die Brille, Phils Brille, auf. Ein tiefer Atemzug; den Luftschlauch zwischen den Zähnen, stürzte ich ins Wasser.

Ich tauchte bis auf den Grund, schwamm hart über dem Boden und drehte mich von Zeit zu Zeit auf den Rücken. Zu sehen war zwar nicht mehr viel, obwohl das Sternenlicht sich durch die Wellenbrechung erstaunlich vervielfältigte.

Richtung und Entfernung bis zur FLYER kannte ich schon so gut, daß ich mich ganz auf mein Gefühl verlassen konnte. Als ich schließlich auftauchte, lag die Yacht nur ein Dutzend Yard vor mir. Hier in der Nähe war das Stampfen der Maschine noch deutlicher zu hören, und jetzt durchlärnte noch ein anderes Geräusch die Nacht. Das Klirren einer schweren Kette. Sie zogen den Anker auf.

Eng an Bord gepreßt, umschwamm ich die FLYER. Wenn es nicht anders ging, mußte ich mich mit der Ankerkette hochziehen lassen, aber ich hatte Glück. Die Strickleiter, die ich schon einmal benutzt hatte, hing noch an derselben Stelle.

Ich enterte auf, nachdem ich die Flossen, das Preßluftgewehr, die Tauchbrille und das Atemgerät hatte sacht ins Wasser gleiten lassen.

Ich kam bis nahe an die Reling, hatte vielleicht noch vier, fünf Stufen der Leiter zu ersteigen, als sich plötzlich ein Mann genau über meinem Kopf über die Reling beugte. Er sah mich, ich sah ihn, und wir waren wohl beide für einen Augenblick sprach- und bewegungslos vor Schreck. Aber ich hatte meine fünf Sinne schneller wieder beisammen als er. Ich schnellte die paar Stufen hinauf, klammerte eine Hand an die Reling, schlug den anderen Arm um seinen Nacken.

Ich dachte, er würde festhalten und wollte mich an ihm hochschwingen. Er aber war so weich in den Knien, daß er dem Zug meines Armes sofort nachgab und kopfüber über die Reling sauste. Ich fiel selbst mit, hing nur mit der einen Hand an der Reling und strampelte mit den Beinen, die Leiter zu finden. Unterdessen klatschte er unter mir ins Wasser, und jetzt erst begann er zu schreien.

Ich hatte wieder Halt gefunden, huschte weg von der Reling in den Schatten der Kombüse. Der Koch, wie die anderen alarmiert durch das Schreien, schlug die Tür auf. Ich preßte mich zwischen Tür und Kombüsenwand.

Auf dem Deck lief alles zusammen. Ich spähte hinter der Tür hervor und packte vorsichtig meine Pistole aus. Es war hell genug auf dem Deck der FLYER, um alles sehen zu können. Gar nicht weit von mir sah ich Flybert, Creoly und Kapitän Bread zwischen ihren Leuten stehen.

Man warf dem Mann, der immer noch unten im Wasser schrie, einen Rettungsring am Seil zu, zog ihn an Bord. Keine fünf Minuten später stand er triefend in

der Gruppe. Von allen Seiten wurde auf ihn eingeredet, bis Flybert schließlich „Ruhe“ brüllte.

Es wurde still. „Erzähle!“ herrschte er den Mann an.

Dem zitterten nicht nur die Knie. Stotternd brachte er hervor: „Ich wollte eben die Jakobsleiter einziehen, blickte vorher über Bord, da hing er direkt unter mir. Er packte mich, bevor ich eine Gegenbewegung machen konnte und zog mich mit runter.“

„Er stürzte also mit dir ins Wasser?“ vergewisserte sich Flybert.

Der Mann zögerte einen Augenblick, dann antwortete er: „Ja, natürlich, er riß mich mit!“

Ich grinste in meinem Versteck. Der Bursche glaubte, ich sei mit ihm über Bord gegangen. Das war gut.

Flybert schrie die Umstehenden an: „An eure Plätze! Habt ihr den Anker noch nicht oben? Bread, geben Sie Befehl an den Maschinenraum! Wir hauen sofort ab!“

Ich hörte die Nervosität in seiner Stimme flackern.

Die Männer trollten sich. Flybert und Creoly gingen mit dem Kapitän auf die Kommandobrücke. Der Koch war einer der letzten, der zu seiner Kombüse trottete. Er war ein feister Mischling mit chinesischem Einschlag. Als er die Klinke faßte und die Tür hinter sich zuziehen wollte, sprang ich hinter ihn, stieß in seinen Rücken, daß er quer durch die Kombüse gegen sein Topfregal sauste. Die Töpfe prasselten auf ihn hinunter. Bevor er sich von seinem Schreck erholt hatte, stand ich in der Kombüse und zog die Tür hinter mir zu.

Die Kochkombüse ist auf den Schiffen für die Mannschaft *verbotenes Gebiet*. Man will damit verhindern, daß sie den Koch um Rum anbettelt oder bestiehlt. Ich war hier in ziemlicher Sicherheit, wenn natürlich auch der Kapitän, Flybert oder Creoly jederzeit hier auftauchen konnten. Ich zog die Vorhänge vor die Bullaugen zum Deck hin zu und beschäftigte mich dann mit dem Koch.

Er raffte sich eben aus seinen Töpfen hoch. Ich stand nur und sah ihn an. Er bekam Kniezittern und war keines Wortes fähig.

„Na,“ sagte ich, „was gibt es heute zum Abendbrot?“

Er schluckte, dann winselte er: „Bohnen und Speck.“

„Schön,“ sagte ich, „darauf hätte ich auch einmal Appetit, aber leider habe ich keine Zeit. Zieh dich aus!“

Er starrte mich verständnislos aus seinen geschlitzten Augen an.

„Runter mit deinen Klamotten!“ wiederholte ich. „Du sollst aus deinen Kleidern steigen!“

Er knöpfte mit bebenden Fingern seine Leinenjacke auf, streifte sie ab, stieg aus den Hosen und stand in leicht schwärzlichem Unterzeug da.

„Okay,“ sagte ich. „Gib es her!“

Er warf mir die Kleidungsstücke zu, und ich zog sie mit einiger Überwindung an.

In diesem Augenblick ging ein Zittern durch das Schiff. Das Stampfen der Maschine, das überall zu spüren war, veränderte seinen Rhythmus. Die FLYER fuhr.

Ich rieb mir den Schädel. Wenn sie zu weit vom Ufer fort war, bevor ich die Maschine zum Stillstand brachte, konnte es bitter für mich werden. Wenn ich mir auch eine Schwimmtour von vier oder fünf Stunden zutraute, der Henker mochte

wissen, wie die Meeresströmungen vor der Insel liefen. Wenn es der Teufel wollte, wurde ich trotz aller Bewegungen und Anstrengungen statt zur Insel hin immer weiter von ihr fortgetragen.

Ich stieg eilig in die Hosen des Koches. Dann ging ich auf ihn zu. Er kroch vor mir geradezu in sein Regal hinein.

Ich fesselte und knebelte ihn und ließ ihn zu Boden gleiten. Dann löschte ich das Licht, schloß die Kombüse Tür von außen ab und warf den Schlüssel über Bord.

Die FLYER machte bereits beachtliche Fahrt. Ich hörte das Rauschen der Bugwelle. An Steuerbord glitten einige Lichter vorüber. Vielleicht waren es die Eingeborenen auf Fischfang, vielleicht auch die Lichter des Hafens von Panafarut.

Das Deck der Yacht war für meinen Geschmack reichlich beleuchtet, wenn auch die Aufbauten schwere Schlagschatten warfen.

Oben, hinter dem Glas der Kommandobrücke, sah ich das bärtige Gesicht Kapitän Breads und daneben die hagere Maske Flyberts, beschattet von dem ewigen Panamahut.

Ich stieß an eine Werkzeugkiste, hob sie auf und stellte sie mir auf den Kopf, wie viele Eingeborene und oft auch die Mischlinge ihre Lasten tragen.

Den Weg zur Maschinenraumluke kannte ich. Ich steuerte sie geradewegs an und brachte es fertig, nicht zu stutzen, als ich einen Mann mit einem Gewehr davorstehen sah. Flybert ließ also den Eingang bewachen. Er schien wirklich am Ende seiner Nervenkraft zu sein.

Ich hielt die Kiste mit beiden Händen auf dem Kopf. Die Pistole hatte ich in die Tasche der Leinenjacke gesteckt. Zum Glück war es in der Umgebung der Luke ziemlich dunkel.

Der Mann vertrat mir den Weg.

„Du weißt doch, daß niemand herein darf!“ schnauzte er.

„Käpt'n gesagt, ich Kiste runterbringen,“ antwortete ich und versuchte den singenden Tonfall der Mischlinge nachzuahmen; aber es mußte mir wohl nicht gelungen sein, denn der Mann stutzte und nahm sein Gewehr hoch.

Ich schmiß ihm die Kiste auf die Füße. Das Werkzeug klirrte reichlich laut auf das Deck. Ich packte den Burschen bei der Kehle. Er gab vorübergehend seinen Geist auf.

Ich öffnete die Luke, drückte mich durch und zog sie hinter mir ins Schloß.

Es kam der lange, schwach beleuchtete Gang, dann die Tür des Mannschaftslo-
gis; aber heute war es dunkel in dem Raum.

Ich sauste die beiden Treppen hinunter, öffnete das Schott und stand auf dem Treppenabsatz zum Maschinenraum.

Vier Leute arbeiteten unter mir. Das Stampfen der Maschine dröhnte laut und ohrenbetäubend; aber ich brachte es fertig, noch lauter zu brüllen.

„Hände hoch!“

Wie Marionetten, die an der Leine gezogen werden, drehten sie ihre Köpfe zu mir her. Dann gingen langsam die Arme in die Höhe.

Ich ging die letzte Treppe hinunter.

„Los, rückt enger zusammen!“ befahl ich und winkte nachdrücklich mit der Pistole. Sie gehorchten.

Ich sah mich nach einem Hammer oder ähnlichem um, fand einige Gerätschaften und suchte mir einen schweren Vorschlaghammer aus.

Den Hammer in der einen, die Pistole in der anderen Hand trat ich auf die vier Männer zu. Nur einer von ihnen war ein Weißer, ein breitschultriger Bursche mit einem zerdrückten Gesicht und trüben Tieraugen.

Ich drückte ihm den Hammer in die Hand.

„Ihr habt die Leitung so schön repariert,“ sagte ich und lächelte. „Jetzt zerstören wir sie wieder, damit ihr nicht arbeitslos werdet!“

Er glotzte blöde. Ich drückte ihm sanft den Pistolenlauf gegen den Bauch. Da trollte er sich.

Diesmal brauchte ich nicht nach der richtigen Leitung zu suchen. Das geflickte Stück war nicht lackiert und leicht zu erkennen.

„Schlag zu!“ forderte ich den Maschinisten auf.

Er tat es, aber so zögernd, daß die Leitung standhielt.

„Fester!“ befahl ich und half der Aufforderung durch den Pistolenlauf nach. Er schlug heftiger zu. Die Leitung bog sich durch.

In diesem Augenblick flog das Schott am Ende der Treppe auf.

„Halt! Halt!“ schrie eine Stimme, die geradezu verzweifelt klang. Gleichzeitig krachten Schüsse, die blindlings in den Raum gefeuert zu sein schienen.

Der Maschinist erfaßte die Situation, schwang sich herum und wollte mit seinem Hammer zuschlagen. Ich duckte mich unter dem Hieb weg, schlug ihn gegen den Oberarm. Der Hammer sauste über meinen Kopf hinweg in komischen Spiralen durch den Raum, klirrte irgendwo gegen Eisen und fiel zu Boden.

Ich rammte dem Mann den Ellbogen gegen den Leib, daß er sich stöhnend krümmte.

Noch hatte ich keinen Blick zum Treppenabsatz werfen können. Noch wußte ich nicht, wer dort stand; aber sie, die zuerst nur blindlings in den Raum geschossen hatten, hatten mich jetzt entdeckt.

„Da ist er!“ brüllten sie, und jetzt schossen sie in die richtige Richtung. Der Maschinist, beide Hände stöhnend gegen den Magen gepreßt, zuckte hoch. Er schrie gellend, riß die Augen auf, schlenkerte mit den Armen und brach zusammen. Er hatte ein paar von den Kugeln abbekommen, die mir zgedacht waren.

Ich hob die Pistole. Wer stand auf der Treppe? Creoly? Flybert? Bread? Es waren mindestens fünf Mann. Ich feuerte zweimal schnell hintereinander. Jemand schrie auf. Ein Körper fiel über die Treppenbrüstung in den Maschinenraum, blieb reglos liegen.

Ich gestehe, ich hatte Gefühle, die denen eines Fuchses in der Falle nicht unähnlich waren.

Ich warf den Kopf nach rechts und links auf der Suche nach einer Deckung. Hinter mir war ein kaum mannsbreiter Spalt zwischen zwei Teilen der Maschine, wahrscheinlich eine Art Kontrollgang. Über ihm in Reichweite brannte eine starke Glühbirne.

Ich schlug mit dem Lauf zu. Sie zersplitterte. Vielleicht gab es, wenn ich hier die Leitung zerstörte, einen Kurzschluß. Wo war der Hammer? Er lag nur wenige Schritte weiter. Ich bückte mich. Eine Kugel prallte neben mir gegen Eisen, schlug Funken. Ich schoß noch einmal zwischen all dem Eisengestänge hindurch in Rich-

tung der Plattform. Es war nur noch einer dort oben, und der lag platt auf dem Bauch.

Ich raffte den Hammer hoch, schlug mitten in die Birnenfassung. Porzellan und Bakelit zersplitterten. Ich schlug noch einmal, zweimal. Vielleicht traf mich gleich ein elektrischer Schlag, der mich umwarf; aber der Hammerstiel war aus Holz.

Ich schlug noch einmal zu. Plötzlich sprühten Funken aus dem Hammerkopf. Es zischte häßlich und roch nach verschmorten Gummi. Gleich darauf erloschen sämtliche Lichter im Maschinenraum, und die kläglichen Notlampen flackerten auf.

Ich drückte mich in den Spalt, hielt inne und holte erst einmal Atem. Für den Augenblick war ich in leidlicher Sicherheit. Über mir, neben mir dröhnte die Maschine. Jedes Heben und Senken der Kolben, jede Umdrehung der Welle trug uns weiter von Panafarut weg, machte es mir immer unmöglicher, an Land zurückzukommen, selbst wenn mir der Ausbruch gelingen sollte. Vor allen Dingen ärgerte ich mich, daß ich mein Ziel nicht erreicht hatte, daß die Maschine immer noch lief.

Ich wußte nicht, was im Maschinenraum geschah. Die Notbeleuchtung drang nicht bis in die Dunkelheit des Ganges, und das Dröhnen machte meine Ohren taub für jedes andere Geräusch.

Ich tastete mich weiter in den Gang hinein. Links und rechts von mir, meiner Haut sehr nahe, waren heiße Eisen, warmer Stahl und der Geruch von Öl. Meine Hände und Arme waren längst verschmiert.

Der Gang endete an der Schiffswand. Links ging eine kleine Steigleiter hoch auf die Maschine. Ich kletterte hinauf.

Jetzt sah ich etwas mehr von dem notdürftig beleuchteten Maschinenraum. Eine Gestalt huschte durch das Halbdunkel. Ich hütete mich, zu schießen.

Geduckt schlich ich auf der Maschine vorwärts, wich den stampfenden Kolben aus, vermied ein großes Schwungrad, verbrannte mir die Hände an einer heißen Leitung.

Ich mußte die Maschine zum Stillstand bringen. Das war das erste; aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte.

Vielleicht ging es, wenn ich den Hammer zwischen zwei auf- und abstampfende Kolben steckte. Ich probierte es mit dem Stiel. Er zersplitterte, ohne daß die Maschine auch nur ihren Rhythmus geändert hätte.

Ich wog den schweren Hammerkopf in der Hand, dann, während der Kolben sich hob, schob ich ihn dazwischen und sprang zurück.

Einen Augenblick lang schien es, als halte das Maschinenungeheuer den Atem an. Es gab ein scheußlich grelles Geräusch von zerberstendem Gußstahl. Ein Stück Eisen wimmerte durch die Luft; dann war alles vorbei. Die Maschine lief weiter, aber ich hörte, daß sie anders lief. Einer der Kolben war ausgefallen. Sie drehte nicht mehr die volle Tourenzahl.

Wenn ich noch mehr Hämmer zur Hand gehabt hätte, dann hätte ich das noch einmal versuchen können, so lange, bis das Ding stand.

Ich quälte mich weiter durch all das Gestänge vorwärts, erreichte den Rand und legte mich auf den Bauch.

Sie hatten wohl inzwischen herausgefunden, wohin ich geflüchtet war. Unmittelbar unter mir knieten zwei Leute rechts und links von dem schmalen Gang,

steckten vorsichtig die Köpfe vor und machten sich bereit, auf gut Glück hineinzuschießen.

Ich sprang dem ersten ins Genick, kaum daß er den Schuß abgefeuert hatte. Er brach zusammen. Den zweiten, der sich aus einer Stellung aufrichtete, erreichte ich, als er eben auf den Knien lag. Er flog weit nach hinten.

Es war soweit. Ich wollte ausbrechen. Es war meine letzte Chance, so glaubte ich. Hätte ich nachgedacht, so hätte ich mir leicht ausrechnen können, daß diese letzte Chance gar nicht mehr bestand. Es mochte eine Stunde her sein, daß die FLYER Fahrt aufgenommen hatte. Sie lief wenigstens zehn Seemeilen die Stunde. Diese Strecke hatte sie sich also schon von Panafarut entfernt, eine Strecke, die ich mit Aussicht auf Erfolg kaum zurückschwimmen konnte.

Ich bekam Feuer von irgendwoher, und schoß irgendwohin zurück. Die Kugeln piffen durch den Maschinenraum, prallten ab, jaulten als Querschläger, selbst den Lärm der Maschine übertönend, gefährlich durch die Gegend. Die Luft wurde verdammt eisenhaltig.

Ich rannte nach rechts, duckte mich hinter eine Kiste, sprang auf, rannte weiter. Plötzlich war ich wieder an der Stelle, an der der Zauber losgegangen war. Vor mir der Maschinist. Undeutlich schimmerte das neue, unlackierte Stück der Rohrleitung, durchgebogen von den zwei Hammerhieben.

Vielleicht aus Sehnsucht sah ich so genau hin. Schimmerte die Leitung nicht feucht? In zwei Sätzen war ich da. Ja, das Rohr war aufgerissen, tropfenweise floß der Kraftstoff aus.

Ich steckte die Pistole in die Tasche, hängte mich mit beiden Händen an die Leitung, zerrte mit zusammengebissenen Zähnen daran. Ich fühlte, wie sie nachgab, riß mit allen Kräften, keuchte.

Plötzlich brach sie. Ich fühlte den Dieselkraftstoff über meine Hände und Arme laufen. Gleich darauf versiegte der Strom. Das Stampfen der Maschine wurde schwächer. Die Kolben bewegten sich nur noch durch den eigenen Schwung. Dann standen sie. Die Schwungräder, die Exzentrerscheiben drehten sich nicht mehr. Ganz still wurde es im Maschinenraum. Im selben Augenblick traf mich die erste Kugel.

Ich spürte den stechenden Schmerz in der Schulter, ließ die Leitung los, warf mich auf den Boden. Ich fühlte die warme, klebrige Feuchtigkeit, die mir den Rücken entlangfloß, und hatte keine Ahnung, wie schwer es mich erwischt hatte.

Es war einer dieser Augenblicke, in denen man bereit ist, sich aufzugeben. Aber wenn sie uns beim FBI außer Schießen und Jiu-Jitsu eines beigebracht haben, dann ist es dieses: nie aufzugeben!

Vielleicht war es jetzt soweit, und dieser dreckige Maschinenraum auf der Yacht eines Gangsters war mir als Sterbezimmer bestimmt. Mir schoß der Gedanke flüchtig durch den Kopf. Ich hatte die Pistole noch in der Rechten und schoß.

Sie antworteten mit einem wilden, sogar wütenden Feuer. Es war ungezielt, aber die Richtung stimmte. Kein Gedanke daran, über die Treppe zu entkommen. Vom ersten Absatz würden sie mich wie einen tollen Hund runterknallen.

Ich schlängelte mich auf dem Boden rückwärts hin zu dem Gang, in dem ich schon einmal gewesen war. Die beiden Männer, die ich dort erledigt hatte, waren weg. Wahrscheinlich hatten sie den Verstand wiedergefunden und waren fortgekrochen.

Ich hatte die Kiste mitgeschleift, hinter der ich Deckung gefunden hatte. Ich schob sie jetzt vor den schmalen Gang zurecht und hockte mich dahinter. Sie mußten sich schon sehr anstrengen, wenn sie mich, tot oder lebendig, hier herausholen wollten. Ich zählte die Kugeln, die ich noch besaß. Bevor ich die Expedition begann, hatte ich das volle Magazin in den Lauf gestoßen. Davon hatte ich sechs Kugeln verschossen; blieben noch zwei, und vier in dem Reservemagazin, sechs Schuß insgesamt.

Es war jetzt atemlos still im Maschinenraum. Die Gegner rührten sich nicht. Ich lud die vier Schuß des Reservemagazins zu. Ich hatte keine Ahnung, wie viele hinter den Deckungen auf mich lauerten. Flybert, Creoly und Bread sicherlich, die Leute, die im Maschinenraum gewesen waren, und bestimmt noch ein paar von der Mannschaft. Eine ganze Meute Hunde, die da auf des Hasen Tod lauerten.

Dann begann im Raum ein Wispern, ein Hin- und Herhuschen. Zweimal sah ich Leute, die sich bewegten; aber ich schoß nicht. Ich brauchte meine Kugeln, wenn sie Ernst machten.

Der Ernst begann ungefähr eine halbe Stunde später, nachdem ich den Platz im Gang wieder bezogen hatte. Urplötzlich brach das Feuer los, und es lag richtig. Die Kugeln knallten nur so gegen die Kiste. Sie war aus starken Brettern, innen mit Blech beschlagen und hielt es aus. Ich zog den Kopf ein.

Wahrscheinlich stürmten sie jetzt von rechts und links. Es war ganz einfach, dieser Idee zu begegnen. Ich schob die Kiste weiter vor, legte mich flach auf den Bauch und hatte so nach rechts und links Schußfeld.

Da huschte schon der erste Mann von links heran, preßte sich gegen die Maschine, ein zweiter folgte ihm.

Ich feuerte. Er fiel prompt um. Der zweite schoß blindlings in meine Richtung und floh dann rückwärts.

Ich warf mich auf die andere Seite. Hier waren es drei, die sich heranschlichen. Ich erwischte einen am Fuß, als er eben die Deckung wechselte, verfehlte den zweiten, der trotzdem türmte. Der dritte schien nur einen Streifschuß abbekommen zu haben, denn er schrie zwar wie am Spieß, türmte aber im Schweinsgalopp, so daß seine Verwundung nicht ernstlich sein konnte. Die anderen, die ihren Kameraden hatten Feuerschutz geben wollen und unterdessen auf meine Kiste geballert hatten, daß die Späne flogen, stellten ihr Schießen ein.

Ich zog mich wieder ganz in den Gang zurück. Jetzt hatte ich noch zwei Kugeln; ein bißchen wenig, um sich gegen die Meute zu verteidigen. Außerdem begann ich so etwas wie lähmende Müdigkeit zu fühlen, wahrscheinlich eine Folge des Blutverlustes. Ich hockte mich hin und wartete. Ich dachte daran, daß es draußen jetzt langsam Morgen werden würde, und ich zweifelte sehr, daß ich die Helle eines Tages noch einmal sehen würde.

Es verging eine Stunde, ohne daß etwas geschah. Dann versuchte es noch einmal ein Mann. Er mußte die Maschine erklettert haben, denn er kam von oben. Ich bemerkte ihn rechtzeitig und schoß, bevor er schießen konnte. Er purzelte von oben in den Gang. Ich untersuchte ihn in der Hoffnung, eine Waffe bei ihm zu finden, aber er trug nur ein Messer. Es war ein Malaie. Wahrscheinlich hatte ihn Flybert durch eine hohe Belohnung gereizt, es zu versuchen, und er hatte dabei lieber zur vertrauten Waffe gegriffen.

Eine Kugel war mir geblieben. Es mußten eigentlich eine Menge Waffen herumliegen, und wenn ich schon nicht ausbrechen konnte, so wollte ich wenigstens versuchen, ein anderes geladenes Schießseisen in meinen Besitz zu bringen.

Ich raffte mich auf und wollte meine Kiste vorschieben, als plötzlich eine Stimme schrie:

„Flugzeuge, Kapitän! Sie umkreisen das Schiff! Sie geben Stoppsignal! Polizei-flugzeuge!“

Das Schott war aufgerissen worden. Ein Mann tanzte auf der Plattform der Eisentreppe und schrie immer wieder: „Flugzeuge!“

Im Maschinenraum brach es los. Es war, als hätten sie meine Anwesenheit vergessen. Aus allen Ecken tauchten sie auf, rannten zur Eisentreppe, drängten, hinderten sich gegenseitig. Ich erkannte Creoly, der wütend einen Mann am Kra-gen zurückriß, Flyberts Panama, Breads breite Gestalt. Ich hätte sie der Reihe nach ausschalten können, wenn ich genügend Kugeln gehabt und wenn ich überhaupt gewollt hätte. Dieses Ereignis, das sie vom ersten Augenblick an gefürchtet haben mochten, raubte ihnen nun, da es eintrat, jegliche Überlegung.

Ich blieb allein im Maschinenraum, allein mit den unsinnigen Opfern, die dieser Kampf gekostet hatte.

Ich stand auf und merkte, daß ich taumelte. Es wurde mir schwer, die Füße vom Boden zu heben, aber ich ging bis zum nächsten Verwundeten und nahm ihm die Pistole aus der Hand. Ich zog das Magazin heraus und sah, daß nur zwei Schüsse fehlten. In beiden Händen eine Waffe, schleppte ich mich die Treppe hoch. Das Schott war offengeblieben. Dann kam der Gang. Ich torkelte ihn entlang. Kein Mensch begegnete mir. Ich erreichte die Luke, drückte sie auf.

Es ist sinnlos, Ihnen beschreiben zu wollen, was ich fühlte, als ich das Licht des Tages sah, die frische Seeluft spürte. Wissen Sie, es war ganz einfach so, daß ich wußte, ich würde leben und noch lange so köstliche Dinge genießen können wie Luft und Licht. Ich fühlte mich plötzlich wieder stark, kräftig und unternehmungslustig, nahm meine beiden Waffen fester in die Hand und trat aufs Deck hinaus.

Da standen sie, die ganze Bande, die Chefs und ihre Handlanger, und sie alle drehten die Köpfe in die Luft, wo donnernd drei Wasserflugzeuge kreisten, das indonesische Hoheitszeichen an den Flügeln. Eine vierte Maschine setzte eben zur Landung an.

Ich blieb in der halben Deckung der Luke und rief sie an:

„Gebt es auf! Runter mit den Waffen!“

Sie drehte sich nach mir um. Langsam zuerst, dann schneller flogen Gewehre und Revolver nach allen Seiten. Die Mannschaft beeilte sich, dem Befehl zu folgen. Bread und Creoly zögerten, aber dann gehorchten sie. Auf einmal, wie auf Verabredung, wichen alle nach rechts und links zur Seite, bildeten eine Gasse, und in dem freien Raum stand Flybert, den Panama auf dem Kopf, die Pistole in der Hand. Sein Gesicht hatte nichts Menschenähnliches mehr, sein Mund stand offen, und seine Augen hatten einen Blick, der nichts mehr zu sehen schien.

„Weg mit der Pistole, Flybert,“ sagte ich.

Ich hörte sein Keuchen: „Dir besorg ich es noch!“

Langsam löste ich mich aus meiner Deckung, ging auf ihn zu.

„Weg mit der Pistole!“ befahl ich noch einmal.

Er wich vor mir zurück, bis sein Rücken gegen die Reling stieß.

„Ich besorge es dir,“ keuchte er.

„Die Pistole runter!“ sagte ich und trat näher.

Ich sah das verräterische Zucken seiner Augenbrauen, bevor er den Finger krümmte. Ich drückte vor ihm ab. Die letzte Kugel aus meiner Pistole fuhr ihm in die rechte Schulter. Der Schlag riß seinen Arm hoch, so daß seine Schüsse weit über meinen Kopf piffen. Gleichzeitig wurde er nach hinten geworfen. Die Reling war niedrig. Er bekam das Übergewicht, seine Hände fuhren nach Halt suchend in der Luft herum. Er stürzte über Bord.

„Los!“ herrschte ich die Bande an. „Werft ihm eine Leine zu!“

Sie liefen davon.

Ich trat an die Reling. Creoly stand ganz dicht neben mir. Ich beachtete ihn nicht. Ich wußte, keiner von ihnen war mehr gefährlich.

Unten, nahe der Schiffswand, zappelte Flybert, rief um Hilfe. Dann tauchten, wie hergehext, plötzlich dreieckige Flossen aus der Tiefe des Meeres hoch, durchstießen die Wasserfläche, schnitten wie Pflüge durch das Meer, alle mit einem Ziel, mit einer Richtung.

Ich stampfte mit dem Fuß auf, brüllte: „Die Leine! Rasch!“

Vier Matrosen brachten die Leine, schleuderten sie im weiten Bogen. Sie fiel gut. Flybert griff mit dem gesunden Arm danach. Da war die erste Dreiecksflosse heran, verschwand, tauchte wieder auf, eine zweite, eine dritte quirlte um den Mann.

„Zieht!“ brüllte ich, ergriff einen Revolver. Zwei Schüsse, dann klackte der Hahn leer.

Die Männer zogen, spürten das Gewicht John Flyberts, legten sich zurück. Plötzlich fielen sie übereinander. Das Gegengewicht war fort, abgefallen. John Flyberts Schrei gellte über das Meer, dann waren nur noch Schaum und Gequirle an der Stelle.

Das Polizeiflugzeug hatte inzwischen gewassert und ein Schlauchboot ausgesetzt, in dem sich drei Mann befanden. Einer von ihnen war Phil. Er war der erste, der die Jakobsleiter hochenterte und dessen Kopf über der Reling auftauchte.

Um ein Haar wäre er wieder zurückgefallen.

„Du, Jerry?“ stöhnte er. „Ich dachte, du säßest auf Panafarut!“

Bleibt nur noch, den Anfang nachzutragen. Ihn erfuhren wir, als wir drei Wochen später—ich mit gut verbundener Schulter—unserem Chef, Mr. High, im Büro gegenüber saßen. John Flybert, den man seiner Haarfarbe wegen auch den *Grauen* nannte, war so etwas wie ein moderner Pirat gewesen. Er hatte jahrelang in den chinesischen und ostasiatischen Gewässern dunkle Geschäfte jeder Art gemacht, angefangen vom Waffenschmuggel bis zur Entführung mit anschließender Erpressung. Als dann das Hebungsrecht für die PATRONIA öffentlich verkauft worden war, hatte er Gelegenheit bekommen, die Lagepläne einzusehen und zu kopieren.

Durch einen abgeheuerten Mann seiner Mannschaft hatten die Behörden davon erfahren, und Mr. High hatte telefonisch bei uns angefragt. Die indonesischen Behörden, die etwas später dahinterkamen, hatten ebenfalls bei Single-Pag angefragt. Aber zu diesem Zeitpunkt war Panafarut schon ganz im Besitz Flyberts, und er hatte an beide Stellen einfach die beruhigende Meldung durchgegeben, daß er

nicht in Panafarut sei. Damit war jeder Einsatz von Polizei unterblieben und erfolgte erst, als Phil und Kapitän Hockmanner die Behörden alarmierten.

„Tja,“ schloß er, „damit ist es dann doch gut abgelaufen, aber zwei Streitfragen sind noch ungeklärt. Erstens: Wem gehören die Diamanten, die an Bord der FLY-ER gefunden wurden? Die Frage braucht uns nicht zu interessieren, denn uns gehören sie bestimmt nicht. Zweitens: War euer Urlaub nun ein Urlaub oder ein Einsatz, und habt ihr somit Anspruch auf neuen Urlaub?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Was meinen Sie, Chef?“

Er lächelte. „Das ist eine bürokratische Frage, die ich nicht zu entscheiden wage. Ich werde in Washington nachfragen.“

